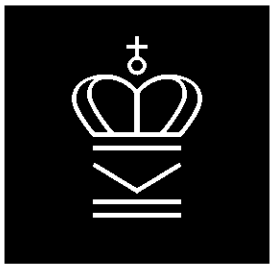

Digitaliseret af / Digitised by

DET KONGELIGE BIBLIOTEK

THE ROYAL LIBRARY

København / Copenhagen

For oplysninger om ophavsret og brugerrettigheder, se venligst www.kb.dk

For information on copyright and user rights, please consult www.kb.dk

VERDENSKRIGEN 1914-18
-8°
DET KONGELIGE BIBLIOTEK
130019383912
0515
BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

Karin Michaëlis Stangeland

Weiter leben!

Kriegs-Schicksale

Lit. 23934

Kriegs-Schicksale – Frauen-Schicksale

In diesem Buch erzählt Karin Michaëlis von Frauen, denen der Krieg zum Schicksal wurde. Ein schönes Buch voll Trost und Erhebung.

Drittes Tausend

Albert Langen, Verlag, München

Karin Michaëlis Stangeland

Weiter leben!

Kriegs-Schicksale

Lit. 23934

Drittes Tausend

Albert Langen, Verlag, München

Weiter leben!

Karin Michaëlis Stangeland

Weiter leben!

Kriegs-Schicksale

Drittes Tausend

Albert Langen München

Einzige berechtigte Übersetzung
aus dem Dänischen von
Hermann Kiy

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

Meiner geliebten Schwester

Harriet Bech Brőndum

gewidmet

Schwesterlein, als du fortgingst, wurde die Welt öde und traurig; es gab keine Freude mehr. Du lebtest für uns, du liebtest uns, und du starbst für uns.

Ohne dich hat das Leben kein Ziel, keinen Wert. Du warst in Menschenaugen nur meine kleine Schwester, die ich liebte. Du hattest keinen Namen, warst damals gerade im Begriff, dir einen leuchtenden Namen selbst zu schaffen.

Das Buch, das du nie zu Ende schriebst, das Buch, in dem jede Zeile wertvoller ist als meine ganze Dichtergabe, hast du mir als Erbschaft hinterlassen.

Möge es mir gelingen, dein einziges Werk, Ziel und Wunsch deines Lebens, so der Welt zu übergeben, wie es deiner würdig ist.

In meinen Augen sind so viele ungeweinte Tränen.

Harriet, für eine von ihnen habe ich dies Buch geschrieben. Du wolltest ja, daß wir, deine alten Eltern, deine zwei Brüder in Südafrika, Schwester Alma in Amerika – und die heimatlose, immer fahrende Schwester Karin, weiter leben sollten.

Wir tun es ja, – aber wir sehnen uns, sehnen uns mehr, als wir sagen können, nach dir.

Geliebtes Schwesterlein – – –

Inhalt

	Seite
Vom Baume des Mitleids	9
Schwester Agnes	33
Ihre Liebe	45
Das Volkslied	63
Mißheirat	75
Der letzte Brief	97
Adel	111
Die Botschaft	119
Weiter leben!	151

Vom Baume des Mitleids

Es gibt Menschen, die es vorziehn, in ewigem Frieden zu leben. Es klingt ein wenig unwahrscheinlich, und doch ist es so. Jeder kann sich davon überzeugen. Stürzt ein Pferd auf der Straße, fällt ein Mann im Rausch hin, oder zanken zwei Marktweiber, dann wimmelt es natürlich sofort von Leuten, die sehen wollen, was geschehen ist, sich eine Meinung bilden und diese sogleich äußern. Aber der Aufmerksame wird auch solche bemerken können, die bei so etwas, auch wenn das schönste Wetter ist, den Regenschirm vorhalten und in die nächste Querstraße einbiegen.

Solche Menschen lesen keine modernen Bücher, die mit einem Fragezeichen und unlösbaren Problemen schließen. Sie mengen sich nicht in religiöse oder politische Streitigkeiten. Sie schließen sich niemandem näher an, um nicht Gefahr zu laufen, einmal in einer gelösten Ehe zwischen Mann und Frau wählen zu müssen. Sie halten sich von allen Sensationen fern und gehen nur dann ins Theater, wenn sie sicher sein können, daß das Stück ihre Seelenruhe nicht stören wird. In der Zeitung lesen sie zuerst die Überschriften und überspringen alles, was von Selbstmord, Tierquälerei und Unglücksfällen handelt.

Es sind gute, stille, einseitige Leute von ehrbarem Charakter und soliden Gewohnheiten. Sie enden selten im Zuchthaus.

Der Krieg ist für so einen Menschen ein persönliches Unglück, selbst wenn er nicht besonders patriotisch ist und keine Söhne und Verwandten im Felde hat, wenn auch weder seine Stellung noch sein Vermögen Schaden leiden.

Es ist für ihn ein persönliches Unglück, daß ihm — zum erstenmal in seinem Dasein — etwas begegnet, dem er nicht ausweichen kann, indem er den Regenschirm aufspannt. Der Krieg dringt durch alle Spalten und Ritzen, wie seinerzeit der Lavastaub, der Herkulanum und Pompeji begrub. Ein solcher Mensch versucht, sich den Krieg vom Leibe zu halten, indem er die Zeitungen abschafft und an die Stelle dieser Lektüre Liebesgedichte aus dem vorigen Jahrhundert setzt. Er bleibt der Kirche fern, um nicht zu hören, wie der Krieg mit Christi Friedenslehre vermengt wird. Er geht nicht auf die Straße, um keine Verwundeten zu sehen, nicht das Ausrufen von Extrablättern mit anzuhören.

Aber eines schönen Tages scheint die Sonne zu verführerisch. Die Lungen schnappen nach Luft, wie die Kiemen des Fisches auf dem Trocknen. Jener Mensch entsinnt sich, daß es vor der Stadt einen friedlichen Park gibt, voll immergrüner Bäume und Rasenflächen, auf denen der Schnee leuchtet wie frischgerollte Damasttücher. Freundliche Bänke stehen dort, die freundliche alte Aufseher von Bettlern, schmutzigen Kindern und Hunden freihalten. Um den Park herum liegen asphaltierte Straßen. Ein großer Luxus für einen Stadtteil, der noch nicht bebaut ist. Das kommt aber daher, weil die Kranken im Spital Ruhe haben müssen und das Wagengeräusch auf dem Pflaster diese stört.

Mit hochgeschlagenem Kragen und gesenktem Blick eilt er dahin und atmet erst auf, als er draußen im friedvollen Park ist. Er hat ein Brot in der Tasche, das er auf dem weißen Schnee für die Spatzen zerkrümelt, die piepend umherhüpfen und sich verschlucken. Er versteht die Vogelsprache nicht und nimmt deshalb ihr Gekeife für Zwitschern, und Vogelgezwitscher ist gut fürs Gemüt.

Hier und da sieht er ein anderes friedensbedürftiges Geschöpf von seinem oder anderem Geschlecht, das auch

nach frischer Luft verlangt – ohne Extrablätter und hinkende Soldaten.

Drüben sieht er das große schloßähnliche Spital in der Sonne glitzern, und er denkt: Wie großartig doch für alles gesorgt ist! Dort liegen jetzt die kranken Menschen in schneeweißen Betten und werden gepflegt und gewartet, daß sie beinahe wünschen müssen, nie zu genesen. Er zeichnet mit einem Stock Figuren in den Schnee und ritzt seinen eignen Namen hinein. Und er fängt allmählich an, vom Frühling zu träumen, und sehnt sich nach dem Mittagessen, das sicher an einem so wundervollen Tage außergewöhnlich gut sein wird. Er hat Frieden mit sich und der ganzen Welt.

Da gellt ein Schrei. Nein, kein Schrei – Leute schreien, wenn man ihnen einen Zahn zieht, wenn ein Glas zu Boden fällt, eine Bremse sie in die Hand sticht – dies aber ist mehr und schlimmer als ein Schrei. Es ist alle menschliche und tierische Not, zusammengepreßt in ein Gebrüll, so furchtbar, daß die Wehrufe einer gebärenden Frau im Vergleich dazu klingen würden wie Jubelrufe der Erlösung.

Der friedliebende Wanderer hält schaudernd die Hände vor die Ohren und stürzt zum Ausgang des Parks. Es wird lange dauern, bis er sich wieder einmal aus seiner behaglichen, stillen Stube hinauslocken läßt.

Der Park liegt leer und einsam. Die Spatzen fliegen über die Baumkronen fort, vertrieben von dem luftzerreißenden Schrei, der mit einem unterirdischen Röcheln anfängt und sich steigert, bis er in messerscharfes Gellen endet, hoch über den Wolken. Wer kann dieses qualvolle Jammern je vergessen!

Man hat das Ächzen und Stöhnen eines Sterbenden gehört in seiner Furcht vor dem Unbekannten, – hier hört

man die Not, Angst, Sünde und Höllenpein von Tausenden, zusammengedrängt in eine einzige armselige Menschenbrust, die doch nicht zerspringt.

Wer ist es, der bei Tag und Nacht so jammert? Was haben sie geschaut, diese wildaufgesperrten Augen, die aussehen, als hätten sie ihre schützenden Lider verloren?

Er ist ja nicht verwundet. Keine Schramme ist auf seinem Körper zu sehn, keine versengte kleine Stelle, wo eine Kugel jäh einfuhr und sich verbarg. Kein Haar ist auf seinem Haupte gekrümmt worden.

Was ist denn geschehen? Der Blitz des Krieges fuhr in sein Hirn und lähmte seinen Verstand.

Wie ging das zu?

Es fing damit an, daß, wenn er ein Kommando geben sollte, sein Mund zu beben begann, wie der eines kleinen Kindes, das weinen will, — und er kein Wort über die Lippen bringen konnte. Und dann gab es da Stacheldrahtverhaue, die sollte man, die mußte man nehmen und dann . . . nun ja, Krieg ist Krieg.

Es ist vorgekommen, daß ein Offizier plötzlich die Hände vor das Gesicht geschlagen und geschluchzt hat, daß Steine sich erbarmt hätten und die ganze Kompagnie, die sonst unter der Suggestion seines Kommandos stand, auf einmal seinem Weinen erlag. Das ist vorgekommen, und niemand hat sich dessen geschämt. Es ist das Weib im Manne, das hier herausgeweint wird, damit der Mann ungeteilt, in seiner ganzen Kraft und Stärke, übrigbleibe.

Man gewöhnt sich im Krieg daran, mit wachen Augen Gesichte zu sehen, deren Entsetzlichkeit den grausamsten Alpdruck übertrifft, so daß man die pulvergeschwärzten Fäuste in die Augenhöhlen hineinbohrt, um diese Gesichte auszulöschen. Und dann stürzt man sich in den Kugelregen, hoffend, daß Feuer und Blut die Erinnerung säubern werden.

Man hatte schon ein paar Tage nichts gegessen, weil keine Zeit dafür war, auch weil zufällig nichts Eßbares in die Nähe kam, – man war also etwas matt. In einer leeren Hütte hatte man etwas gesehen, – es ist besser, nicht davon zu reden. An einem Waldesrand hatte man wieder etwas erblickt, das besser der Vergessenheit anheimfällt.

Jetzt war das Gefecht zu Ende, und man hatte nun die Aufgabe, die Wirkung des Feuers auf die feindlichen Schützengräben festzustellen. Man näherte sich vorsichtig, auf alles vorbereitet, den Finger auf dem Hahn. Alles war still. Man kam ganz nah: Schulter an Schulter stand da im Schützengraben eine Reihe von Männern. Man schaute in ihre offenen Gehirne hinein, darin die graue Masse ein seltsam-geheimnisvolles Leben weiterzuführen schien. Die Gehirndecken fehlten; der ganze wunderbare Mechanismus des Denkens war entblößt, alle Räder waren in Ordnung, doch die Uhr stand still.

Der Sonnenuntergang warf seine letzten Strahlen über diese offenen Gehirne hin, wie ein Scheinwerfer über geheimnisvolle Wasser.

Eine halbe Stunde später lag man um die Lagerfeuer und schlürfte die heiße Kohlsuppe. Der junge Offizier hielt mit beiden Händen seine Schüssel, und sein Mund bebte wie der eines Kindes, das weinen will. Sonderbarerweise kamen die Tränen nicht.

Er starrte in die Schüssel hinein. Er hob sie langsam, näher und näher. Die Augen traten aus ihren Höhlen, der Mund bebte, – dann fiel die Schüssel zu Boden, und der Schrei entkrampfte sich seiner Brust.

Man hörte es von Feuer zu Feuer. Alles Lachen verstummte. Weit in der schweigenden Runde horchten die Lebenden auf diesen entsetzlichen Verzweiflungsschrei. Und kaum war er verklungen, kaum hatte man Atem geschöpft, da kam es wieder.

Er leistete keinen Widerstand, als man ihn forttrug. Der Lazarettzug setzte sich in Bewegung. Sterbende und Verwundete stöhnten, ein unheimlich grausiger Laut preßte sich über ihre Lippen. Es war, als ob die Räder über ihre Wunden hinwegrollten, wieder und immer wieder. Sie sehnten sich nur nach dem Nirwana der Bewußtlosigkeit. Aber in jedem Augenblick, in dem Schmerzvergessenheit sie umhüllte, bohrte sich der marternde Schrei wie eine glühende Ahle in ihr Rückenmark.

Jetzt lagen sie sauber verbunden in den weißen Betten des Lazaretts. Eine ferne Erinnerung an etwas Mildes, Linderndes schwebte über ihnen. Sie erlebten wieder jene süßen Augenblicke, wo sie als Säuglinge im Mutterarm gewiegt wurden, während der Lebenssaft aus dem reinsten Quell ihre Adern durchströmte. Unwillkürlich lauschten sie nach dem milden Summen der Mutterstimme. Ihr Ohr erwartete jene unvergeßlichen Wiegenlieder, die in fernen Tagen ihr Dasein gesegnet hatten.

Aber weit weg und doch ganz nah gellte der Schrei, nicht wie von Mensch, nicht wie von Tier.

Die Ärzte waren machtlos. Sie kannten den Schrei, wußten um die Ursache, aber die Mittel, ihn zum Verstummen zu bringen, versagten alle. Man konnte kein Essen in einen Mund zwingen, der vor Schauder schäumte. Man konnte nur hoffen, daß die Ermattung durch den Hunger Schlaf bringen werde, oder daß der Tod erbarmungsvoll auf die starrenden Augen hauchen werde. Schonend benachrichtigte man die Eltern. Sie kamen.

Ein alternder Vater, eine hilflose Mutter, — und dieser Schrei!

Da stand eines Tages, es war der fünfte Tag, eine

alte Bauersfrau vor dem Hospital. Sie trug ein weißes Häubchen und darüber ein Sammetkäppchen, wie man es in bestimmten Gegenden trägt. Sie war wettergebräunt und runzlig. Aber ihre Augen waren mild wie die Farbe der Blume, die man Goldlack nennt. Sie stapfte den Schnee von ihren plumpen Schuhen, schüttelte ihn von ihrem Friesrock und trocknete einen kalten Tropfen von ihrer Nase. Dann pochte sie an die Türe. —

„Ich bin Rudolfs Amme. Ich will meinen Buben sehen," sagte sie. Man verstand sie nicht. Niemand hatte sie ja geholt. Die Eltern traten hinzu: „Es ist so. Sie ist Rudolfs Amme! Aber woher weißt du, daß er krank ist?"

„Der Schrei zerriß die Mauern. — Er ruft mich. Er ruft schon lange. Aber ich konnte nicht kommen. Vorgestern habe ich meinen Mann begraben, und ich hatte niemand, unsre Kuh zu besorgen. Auch ist der Weg lang, und meine Beine sind nicht mehr jung. Aber jetzt bin ich hier. Laßt mich zu ihm."

Das Zimmer hatte gepolsterte Wände. Inmitten des Zimmers stand ein gepolsterter Diwan. Vor dem großen Fenster lagen Eisenstangen. Aber die Sonne schien herein. Auf dem Diwan saß der junge Offizier im weißen Krankenkleide. Er hörte nicht die Türe gehen und sah nicht, wer eintrat.

Die alte Frau setzte sich zu ihm, legte seine Hand, die nur aus Haut und Knochen bestand, auf ihre Knie und ihre Hand darüber, legte dann seine andere Hand darauf und zuletzt ihre zweite. „Rudolf," sagte sie, „Rudolf!" Er antwortete nicht.

Seine Lippen bebten wie die eines Kindes, das weinen will. Durch die Hände spürte sie den Ruck, der durch einen Körper ging. Tief in seiner Brust fing das dumpfe Röcheln an, das mit jenem Schrei endete. Er rang, seine Hände zu befreien, sie hielt sie fest.

„Rudolf, ich bin es. Ich bin gestern und heute den ganzen Tag gelaufen, weil du mich gerufen hast. Jetzt bleibe ich bei dir, bis du gesund bist. Leg deinen Kopf in meinen Schoß, dann will ich dir Märchen erzählen."

Ein flackernder Schimmer trat in seine Augen, als habe eine Stelle tief in seinem Innersten den Klang ihrer Stimme wiedererkannt. Aber der Schimmer erlosch bald, und er spähte weiter in das Grauen.

„Rudolf," sagte sie, „deine Augen sind müde. Sie haben viel zu viel gesehen. Schließe sie und lege deinen Kopf in meinen Schoß, dann werde ich dir von Lisula erzählen."

„— Lisula?" . . . Atmete er den Namen aus oder spiegelte er sich in seinen Augen?

„Ja, die Geschichte von Lisula, die du immer hören wolltest, wenn du krank warst. — So, jetzt liegst du gut. Bleib nun ganz still, du weißt ja, es ist eine lange Geschichte."

Er erzitterte. Der Schrei war auf dem Wege.

„Nein, nein, Rudolf. Nicht schreien. Du willst doch Lisula nicht betrüben."

Er lag mit seinem Kopf in ihrem Schoß. Seine Augen starrten in die Luft, wie von unsichtbaren Nadeln durchbohrt. Sie legte die Hände um seine Stirn, fest und sorgsam, wie man eine zerbrochene Schale hält, um zu verhindern, daß die Scherben zu Boden fallen.

Und dann erzählte sie von Lisula.

„Du weißt ja, Rudolf, daß sie eigentlich gar nicht so hieß. Aber ihre Eltern waren so arm, und da sie kein andres Taufgeschenk hatten, schenkten sie ihr eine Schar Namen, — die hat man umsonst. Sie waren auch schön genug, aber schwer zu behalten. Da wälzte sie sie so lange im Munde herum, bis sie unlöslich vermengt waren und sie keinen mehr ganz herausziehen konnte. Aber aus den Fädchen, die sie herausfischte, knüpfte sie den Namen Lisula. Lisula, das rollte so glatt über die Zunge wie ein

Kirschenstein. Sie nannte sich zuerst selbst so, und dann sagten alle Leute: Lisula. Willst du nicht auch so sagen?" „Li–su–la" ... Seine Lippen bebten den Namen hervor, und die alte Frau fuhr fort:

„Lisula besaß nichts als die kleinen Fetzen, die sie anhatte, und dann – den Baum. Du weißt: den großen Baum, der Winter und Sommer grün war, wie alle Bäume dort. Hunderte von Vögeln konnten dort zugleich nisten, ohne Furcht vor dem Habicht, Hunderte von Kindern konnten in seinem Schatten spielen, ohne daß die Sonne auf sie niederbrannte. Der Baum stand, wo er stand, und so lange schon, daß niemand wußte, wem er gehörte. Er wuchs sozusagen auf aller Leute Weg, auf einem offnen Platz zwischen den Häusern der Armen.

Wenn jemand fragte: Wo ist Lisula? hieß es: Lisula ist unter dem Baum. Und die Kinder sagten: Wollen wir um Lisulas Baum tanzen? Wollen wir auf Lisulas Baum klettern? Wollen wir unter Lisulas Baum schlafen?

Auf diese Art und nur so wurde der Baum Lisulas Eigentum. Niemand dachte daran, ihn umzuhauen. Aber wenn ein Fremder gekommen wäre und gesagt hätte: Den Baum will ich haben, den nehme ich mir! so hätte Lisula gewiß nicht gesagt: Geh weg, der gehört mir!

Später, als ihre feinen weißen Gliederchen, in Seide gehüllt, in einem silbernen Schrein lagen und eine eigene Kapelle bekamen, zu der von fern und nah Leute herbeiströmten, da entsann man sich vieler kleiner Geschichten, an die niemand gedacht hatte, als Lisula noch lebte.

Da war die Sache mit dem alten Bettelweib, das gerade vorbeikam, als Lisula unter ihrem Baum lag und an einer Brotkruste kaute. Ich hab Hunger, sagte das Weib; gib mir was zu essen. Lisula reichte ihr das Brot. Es ist viel zu hart, sagte die Alte. Ich habe keine

Zähne. Schenk mir von deinen. Lisula probierte so lange, bis sie einen fand, der wackelte. Hier ist nur einer, sagte sie. Aber warte, bis Vater nach Hause kommt. Der ist sehr stark, und er hat eine Zange, mit der er die Nägel aus den Pferdehufen herauszieht. Dann kannst du so viele haben, wie du willst! Aber das Bettelweib legte die Hand auf ihr Köpfchen: Behalt nur deine Zähnchen. Von jetzt ab werden sich in meinem Mund Steine in Brot verwandeln."

Der junge Offizier lag und starrte in die Luft, ohne zu sehen, — aber durch die Kanäle seiner Ohren segelten die Worte wie Schwäne auf stillen Wassern.

Ohne sich zu erheben, griff die Amme in einen Korb zu ihren Füßen, nahm ein Ei und klopfte es auf am Rande des Korbes. „Es ist vom weißen Huhn! Ein so großes Ei hast du wohl noch nie gesehen." Sie hielt es wie einen Becher und neigte es an seinen Mund. Gelb und weiß floß es durch seine Kehle. Er spürte es nicht. „Willst du weiter von Lisula hören?" — Lisula . . . Die Ahnung eines Lächelns streifte seinen starrenden Blick.

„Lisula sah ja aus wie alle Kinder. Sie hatte zwei kleine Hände, mit denen sie Blumen pflückte, ihre Haare kämmte und die Katze mit dem Strich und gegen ihn streichelte, und zwei kleine Füße, die gleich schnell trippelten in Sonne wie Regen. Wenn ihre Mutter sie manchmal am Flusse wusch — wo sie mit den anderen Frauen ihre Wäsche auf den großen Steinen reinklopfte — und das Kind dann zum Trocknen in die Sonne stellte, erschien es beinah durchsichtig. Die dünnen Rippen sahen aus wie lange schmale Finger, die sich ganz vorsichtig um eine edle Frucht zusammenschließen. Die Frucht war Lisulas Herz, — aber das konnte man nicht sehen. Wenn sie froh war, hüpfte und tanzte es in ihr wie ein lustiger Vogel, ging sie aber

bergauf, oder war sie betrübt, lag es in ihr wie ein schwerer Stein, den man schon lange geschleppt hat.

Am Morgen, wenn Lisula aufstand, lag Tau auf allen Blumen und Gräsern, und sie konnte keinen Schritt gehen, ohne daß ihre nackten Füßchen Hunderte von kleinen Tauperlen zertraten. Und sie mußte überall hintreten, wo Fliegen im Spinngeweb zappelten, um sie zu retten. Wenn das aber gelang und so eine Fliege mit geglätteten Flügelchen frei und froh sich in die Luft schwang, dann saß da eine bekümmerte Spinne und trauerte über ihre zerrissene Spitze, die Arbeit einer ganzen Nacht. Und dann wußte sich das Kind gar keinen Rat.

Eines Tages war sie zum Fluß gegangen, tote Fische zu suchen. Die wollte sie der Katze bringen. Wenn die nur recht viele Fische bekam, dann ließ sie gewiß die lebendigen Mäuse am Leben. Während sie so saß und ins fließende Wasser spähte und spähte, hörte sie einen Wagen vom Steinbruch heraufkommen. Es war so ein viereckiger Karren, den sonst ein Ziegenbock zieht, wenn ein Kind darin sitzt. Aber jetzt war er mit großen Steinen gefüllt, von denen jeder vielleicht 50 Pfund wog. Lisula wandte den Kopf und seufzte. . . Den Karren zog das alte einäugige Pferd, dessen große Wunden immer mit Bremsen bedeckt waren. Den Mann kannte sie auch. Im vorigen Monat hatte der Blitz in sein Häuschen eingeschlagen, und weil es von Holz war, brannte es ganz nieder, so daß seine Frau und Kinder unter freiem Himmnl schlafen mußten. Nun hatte der reiche Steinbruchbesitzer zu ihm gesagt: Du darfst so viele Steine nehmen, wie du in einer Woche brechen und wegschaffen kannst, aber keinen Tag darüber. Der arme Mann hatte aber weder Pferde noch Wagen. Da hatte sich der Pferdeschlächter seiner erbarmt und ihm das einäugige Pferd geborgt. Er wollte das Schlachten noch etwas aufschieben. Den Karren hatte ihm der Müller geborgt.

Das alles wußte Lisula. Jetzt hörte sie, wie der Mann das Pferd anschrie: Ich werde dich gehorchen lehren, du elendes Biest, du! Sie griff an ihr Herz, als hätte er ihr einen Nagel hineingebohrt.

Ein toter Fisch wurde gerade angeschwemmt, sie kümmerte sich nicht darum, sondern lief zum Karren hin. Der Mann dachte: Was will der dumme Fratz? und er trieb seinen Stachelstab mit aller Kraft in die offene Wunde. Das Pferd machte einen verzweifelten Sprung und zog an. Aber plötzlich rutschte der Karren nach rückwärts. Die morschen Schnüre waren gerissen. Nun lag der Karren zerschmettert da, alle Steine über ihm. Da dachte der arme Mann an sein ungebautes Häuschen und daran, wie es seine Kinder im Winter frieren würde, daß sie vielleicht vor Kälte sterben müßten, und daß er kein Geld habe, den Karren zu ersetzen, und es erfaßte ihn eine furchtbare Wut auf das Pferd. An dir wenigstens will ich mich rächen, du mußt jetzt dein Leben lassen, schrie er, ganz außer sich. Und er sah so böse aus, daß Lisula die Augen schließen mußte. Aber nur für eine Sekunde. Dann stand sie ihm gegenüber. Ihre kleinen Hände krallten sich so fest um die seinen, daß er den Stab nicht heben konnte, ohne sie mitzuheben. Du darfst nicht. Wenn du dem Pferd nichts tust, will ich dir alle Steine hinauftragen. Er hatte Lust, sie fortzustoßen, dann besah er sich ihre winzigen Händchen und dachte: Meiner Treu, ich will ihr einen solchen Schreck einjagen, daß sie sich ihr Lebtag nicht mehr in fremder Leute Sachen mengt. Lisula wußte ja nicht, was er dachte, also fuhr sie fort: Du kannst ja wieder in den Steinbruch gehen und Steine brechen den ganzen Tag. Dann hast du sicher genug für dein Häuschen. Er schaute sie an mit Augen, die wie Nesseln brannten. Also gut. Merke dir, was ich dir sage. Wenn du nicht vor Sonnenuntergang alle Steine oben

hast, bringe ich nicht nur das Schindluder, sondern auch dich ums Leben.

Er entfernte sich. Nach ein paar Schritten sah er sich nach Lisula um. Sie pflückte Blätter und legte sie auf die offenen Wunden des Pferdes. Der Mann steckte seine Pfeife in den Mund, aber als er sie anzünden wollte, fiel sie zu Boden und zerbrach, so klapperten seine Zähne. Er wußte nicht, warum. Noch einmal blickte er zurück. Jetzt stand das Pferd am Grabenrand im Schatten eines Baumes, und Lisula versuchte gerade, einen Stein aufzuheben. Oftmals vergebens. Endlich gelang es ihr, einen hochzuheben; sie tat mühsam ein paar Schritte, gebückt wie ein altes Mütterchen. Stand, um Atem zu holen, und schleppte weiter. Der Mann dachte: Geschieht dir recht! Dummer Aff! Wärst du geblieben, wo du warst, das ganze Unglück wäre vielleicht nicht passiert. Und er eilte in den Steinbruch.

Lisula war mit Tagesanbruch von Hause fortgegangen, aber als die Mutter mittags die Kartoffeln fertig gekocht hatte, war keine Lisula unter dem Baum. Zwar dachte die Mutter: Sie pflückt wohl Beeren im Walde. Wenn sie müde wird, kommt sie nach Hause. Aber als die Schatten länger wurden, setzte sich die Mutter vor die Tür und weinte.

Dem Mann im Steinbruch war merkwürdig zumute. Jedesmal, wenn er seine Hacke in die Steinwand hineintrieb, war ihm, als bohre er wieder seinen Stachelstab in die offene Wunde des Pferdes; und wenn die Steine losſprangen, klang das so, als wimmerten seine kleinen Kinder, weil er kein Essen für sie hatte. Er arbeitete, daß der Schweiß von seiner Stirne troff. Wollte er den aber abtrocknen, so mußte er auch die Augen wischen. Die Sonne sank, und es wurde so still um ihn, daß er glauben konnte, er sei tot und träume im Grabe vom

Steinbruch. Mehrmals schleuderte er die Hacke von sich, tappte aber so lange, bis er sie wiederfand, und er konnte und konnte nicht weggehen: An dieser oder jener Stelle des Weges gingen ja ein kleines gebeugtes Wesen mit einer Last, schwerer als es selbst, und ein Pferd mit tiefen, offenen Wunden.

Endlich fing er an zu gehen. Ganz, ganz langsam. Hie und da stand er still und horchte. Wenn er nun an die Stelle kam, wo der Karren lag, saß dort gewiß Lisula und weinte um ihr Leben.

Dann sah er etwas Helles. Wie Mondlicht durch die Wolken scheint. Es war erst ein Halbkreis von Licht, dann ein ganzer Ring, und von dem Ring gingen nach allen Seiten Strahlen aus. Am Grabenrand, neben einem schlafenden Pferde, lag ein kleines Mädchen. Es hatte die bloßen Füßchen unter den Rock gezogen und schlief. Im Schimmer des Strahlenringes um ihre Stirn sah er zwei gefaltete Händchen. Er wollte nicht sehen, und doch sah er: unter den kleinen Nägeln sickerten Blutströpfchen hervor wie rote runde Beeren. Der Karren stand daneben — er war wieder ganz. Die Steine waren weg.

Der Mann spannte das Pferd vor den Karren und legte Lisula hinein, ohne daß sie erwachte. Als das Pferd zu gehen begann, fielen die Blätter ab, aber er wunderte sich nicht mehr, als er die Schwären darunter heil fand. Oben auf dem Wege fand er Lisulas Vater mit einer Laterne: Hast du nicht mein kleines Mädchen gesehen? Seit heute morgen ist sie fort, und ihre Mutter fürchtet, daß ihr etwas Schlimmes zugestoßen ist! Der Mann dachte: Sieht er denn nicht den Strahlenkranz um ihre Stirne? Aber das sagte er nicht. Er sagte nur: Ja, ich fand sie am Fluß, da lag sie und schlief, da hast du sie.

Als Lisula am Morgen erwachte, sagte sie:

Mir träumte von dem einäugigen Pferd. O, es war

herrlich. Die Mutter sagte: Du bist ein kleines Schaf. Setzt sich ans Wasser und schläft ein! Und wenn du nun ertrunken wärest?! Aber jetzt sollst du bald zur Schule, und dann ist's aus mit dem Herumstreichen."

Die alte Frau hielt inne. Rudolf lag in der gleichen Stellung. Sein Auge war ruhig, als blickte er auf einen unendlichen Horizont. Vor der Türe standen zwei arme Menschen. Sie wagten nicht an die Stille zu glauben, wagten kaum Atem zu schöpfen. Aber die Kranken in ihren Betten sanken in erlösenden Schlummer, und die Bäume im Park bewegten leise ihre Kronen, so wie Mütter ihre müden Kinder im Arm einwiegen. Die Amme griff wieder nach einem Ei, schlug es auf und hielt es wieder an Rudolfs Lippen.

„Der Baum, Lisulas Baum . . ." — Seine Stimme klang hell und dünn wie die eines Kindes, das eben gelernt hat, Worte zu formen. „Ja, ja, jetzt kommen wir zum Baum. Nur Geduld. Alles braucht seine Zeit. Versuche lieber, die Augen zu schließen."

„Und Lisula kam zur Schule. Und da hätte man glauben sollen, sie habe genug zu tun mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Aber sie war zerstreut, und dann sagte der Lehrer: Du bist faul, Lisula. — Das war sie nun gar nicht. Aber wenn sie sieben Zahlen auf ihre Tafel geschrieben hatte, summte eine Fliege vorbei, und dann hatte sie keinen Frieden mehr. Weil hoch oben am Fenster, wohin sie weder mit der Hand, noch mit dem Lineal reichte, eine Spinne lauernd saß. Die Sonne schien auf die Fäden im Gewebe. Aber die Fliege tanzte herum und sah überallhin, nur nicht dorthin, und als sie endlich im Netz zappelte, konnte Lisula es nicht mehr aushalten und brach in Tränen aus. Da fragte der Lehrer: Warum

heulst du schon wieder? und da mußte sie ja antworten, und alle lachten und klatschten in die Hände. Beinahe alle Tage gab es etwas, worüber Lisula weinte und alle anderen lachten.

Lisula hatte nur ein Hemdchen, das ihre Mutter immer am Abend wusch und nachts am Ofen trocknete. Zuletzt war es so fadenscheinig, daß es riß, wenn man es nur ansah. Da nähte ihr die Mutter ein ganz neues, und das war so fein, daß es um den Hals eine Spitze hatte. Lisula hätte es am liebsten über den Kleidern getragen und freute sich wie toll, es den Schulkameraden zu zeigen. Auf dem Schulweg traf sie einen alten Bettler, der sich an zwei Stöcken mühselig vorwärtsschleppte. Er klagte laut, zwanzig Jahre lang habe er sich jetzt mit dem Bettelsack durchs Leben geschlagen, und nun müsse er Hungers sterben, weil seine Wunden an den Beinen so groß seien, daß er nicht vom Fleck komme. Lisula zog ihn zum alten Marktbrunnen und begann, seine Wunden zu waschen. Aber als sie sie verbinden wollte, hatte sie nichts dazu bei sich. Als Taschentuch pflegte sie zwei Finger zu gebrauchen. Sie besann sich einen Augenblick. Sie schaute sich um. Dann schlich sie hinter den Brunnen und schlüpfte aus ihrem Hemdchen heraus. Sie hörte ordentlich, wie das Zeug schrie, als sie es zerriß. Der alte Bettler streckte seine Beine aus, und sie verband die Wunden. Vergelts Gott, Kind! Jetzt kann ich wieder zwanzig Jahre wandern. Und damit humpelte er weg.

In der Schule vergaß Lisula wohl den Bettler, aber nicht ihr neues Hemd, und sie flüsterte allen mit wichtiger Miene zu: sie habe ihnen etwas furchtbar Feines zu zeigen. Dann hob sie ihr Kleidchen, und alle Kinder begannen vor Lachen zu toben, denn Lisula hatte nichts an als ihre weiße Haut. Auch der Lehrer mußte lachen. Aber wer böse wurde, das war die Mutter.

Am Abend lag Lisula im Bettchen und konnte nicht schlafen. Die Mutter hatte gesagt: Und jetzt unterstehst du dich nicht, dich mit Trunkenbolden und anderem Gesindel herumzutreiben! Fallen sie sich zu Tode, oder brechen sie sich alle Knochen, so ist das ihre Sache. Siehst du einen Hund, den man überfahren hat, so geht dich das gar nichts an. Hunde werden überhaupt immer überfahren. Auch wenn ein Bettler sagt, er müsse Hungers sterben, gibst du ihm dein Brot nicht. Täglich sterben Leute vor Hunger. Gott weiß das, und wenn er ihnen nicht hilft, wird er wohl seine Gründe haben. Oder glaubst du, der Regenwurm wird davon wieder lebendig, daß du ihn beklagst? Das hilft ihm gar nichts. Er weiß nicht einmal, was du dir denkst.

Lisula lag da und nickte. Alles war wahr. Sie konnte ja gar nichts helfen, gar nichts. Sie dachte nur, wenn sie bald stürbe und in den Himmel käme, wollte sie einmal dem lieben Gott alles erzählen, alles, alles.

Sie schlief ein und träumte. Sie träumte, der liebe Gott öffne ein rundes Fensterchen, und das war ein Stern. Er steckte den Kopf heraus und sagte: Deine Mutter ist eine kluge Frau, und alles, was sie sagt, ist ganz richtig: Weinen hilft nichts. Lisula machte einen Knicks im Bett und antwortete artig: Aber, bitte, der Bettler war doch so froh! Der liebe Gott sagte: Freilich, aber das Hemd gehörte ja nicht dir. Du kannst nur verschenken, was dir gehört. Und was gehört dir? Lisula dachte und sagte: Ich habe . . . habe ja nur mich selbst! — Da siehst du's, sagte der liebe Gott, also kannst du nichts anderes geben als dich selbst. — Kann man das? Lisula wurde so froh, daß sie einen Luftsprung machte. — Ja, das kannst du. Du bist ja noch so jung. Von deinem langen Leben kannst du weggeben, soviel du willst. — Aber wie? Wie macht man das?

Der liebe Gott streckte den Hals etwas mehr vor. Du hast so viele Tage zu leben, wie dein Baum Blätter hat. Jedesmal, wenn du wünschest, jemandem zu helfen, fällt ein Blatt vom Baum herunter, und du hast einen Tag weniger zu leben. Aber du mußt es nicht. Nur wenn dir das Herz so weh tut, daß du gern einen Tag dafür geben möchtest, nur dann fällt ein Blatt. Lisula strahlte. — Und hilft es denn? — Aber natürlich. Wenn ich es sage. Ich bin doch der liebe Gott. — Das Sternenfenster schloß sich, und Lisula schlief weiter.

Am Morgen ging sie zu ihrem Baum. Er war so voll von Blättern, daß man sie an den zehn Fingern gar nicht abzählen konnte, auch wenn man bis Sonnenuntergang fortzählte. Während sie emporblickte, plumpste ein Vogelei herunter und zerbrach. Ein Vogel mit schwarzem Schnabel und roten Brustfedern piepste erbärmlich. Lisula war dem Weinen nahe. Wenn man es nur mit Kleister wieder zusammenkleben könnte! . . . Da glitt ein Blatt vom Baum und deckte das Ei zu. Lisula erinnerte sich an den Traum und lächelte. Sie hörte deutlich den Vogel wieder singen. Sicher hatte ihm der liebe Gott ein neues Ei versprochen.

Lisula saß in der Schule und hörte den Lehrer von Märtyrern erzählen, die man wilden Tieren vorgeworfen hatte. Ihr Herz krümmte sich wie ein Wurm auf einem staubigen Weg. Man sprach von den armen Schächern am Kreuz, und sie fühlte die Nägel in ihren Händen und Füßen. Aber am Abend, als die Kinder mit Lisula unter dem Baum spielten, lagen so viele Blätter unten, daß sie daraus einen dichten Kranz für Lisulas Kopf flochten. — Der Himmel war voll von Sternen, und die Kinder sagten: Möchten heut abend doch recht viele Sterne fallen! Wenn ein Stern fällt, bekommt man, was man wünscht! Und sooft ein Stern sich löste und zur Erde glitt, klatschten sie

in die Hände. Aber Lisula dachte: Jetzt sterben die lieben Sterne. Und ihr Herz weinte, und die Blätter fielen.

Lisulas Mutter sagte: Ich glaube, der Baum ist wurzelkrank! Und sie fragte kluge Leute, die sich auf Pflanzen verstanden. Aber die sagten: Dem Baum fehlt nichts."

Rudolf lag und lächelte, als höre er Vogelgesang. „Und dann kam die Hungersnot." Die Alte entnahm dem Korb eine Flasche Milch. „Wie du alles noch weißt!" Sie entkorkte die Flasche: „Es ist Milch von der bunten Kuh. Sie ist fett und gut. Ich hab sie gestern selbst gemolken. Du hast ja Durst und willst jetzt trinken. Aber paß auf, daß du dir keine Flecke machst! So, so. Das ist brav . . ." Er trank gierig wie ein kleines Kind, das lange in der Sonne gespielt hat.

„Wie du alles noch weißt! Ja, dann kam die Hungersnot. Das Getreide stand und welkte auf den Feldern, — und das bißchen Kern darin war ganz schwarz, und die Kühe streckten alle viere von sich.

Lisula lief fortwährend im Wald herum und suchte nach Schwämmen und Nüssen. Fand sie keine, so pflückte sie Moos. Daraus kochte ihre Mutter Grütze, aber wenn die fertig war, konnte Lisula nichts davon essen.

Sie dachte an alle die Kinder, die an einem Holzlöffel kauten, weil sie sonst nichts zu essen hatten.

Des Blätterfallens war kein Ende. Es raschelte, wenn man nur vorüberging. Die Äste sahen aus wie Arme, die sich verzweifelt zu Gott emporstrecken, um Brot zu erbitten.

Lisulas Mutter sagte: Nicht nur die Leute haben Hungersnot! Sieh nur, wie die Bäume sterben. Es ist kein Saft mehr in der Erde. Ich glaube, es kommt der Weltuntergang.

Jeden Tag spähte Lisula in ihr Hemdchen, um zu sehen, ob ihre kleinen Brüste nicht größer geworden seien. Sie wollte gern Milch haben wie die großen Leute. Überall

glaubte sie kleine Kinder wimmern zu hören, und es stach und spannte doch so in ihrem Herzen, als wäre sie ganz voll von Milch, die nur keinen Weg wüßte, herauszufließen.

Und siehe da! Eines Tages, als sie erwachte, lag auf jeder Brust ein Tautröpfchen Milch. Da jubelte Lisula, holte sich ein hungerkrankes Kind und gab ihm unter ihrem Baum zu trinken. Sie spürte deutlich, daß etwas Warmes und Gutes von ihr in das kleine Kind überfloß. Als es satt war, sah sie, daß der Tropfen noch immer da war. Schnell eilte sie ins nächste Haus hinein und nacheinander in alle Häuser. Aber jedesmal klopfte ihr Herz vor Furcht, daß nun keine Milch mehr da sei. Da blickte sie zufällig zum Baum hinauf: er war nackt und kahl. Drei Blätter nur hingen hoch, hoch oben. Und noch waren zwei kleine Kinder hungrig.

Lisula dachte an ihren Traum. Also dreimal noch sollte sie sehen, wie Sonne und Sterne auf ihren Baum schienen, noch dreimal konnte sie mit ihrem eigenen Schatten spazieren gehen. Sie seufzte ganz still, hielt sich aber sogleich die Hand vor den Mund. Der liebe Gott durfte nicht denken, es reue sie, daß sie nur noch drei Tage zu leben habe. Aber dann lief sie, um die beiden kleinen Kinder zu holen. Plötzlich stand sie still. Der liebe Gott hatte gesagt: Du mußt es nicht; nur wenn dir das Herz so weh tut, daß du gerne einen Tag geben wolltest, nur dann fällt ein Blatt. — Aber sie mußte.

Lisula schaute die Häuser an, an denen sie vorüberkam, Sie hatte Lust, alle Dächer zu umarmen, jedes Fenster zu küssen, jeden Pflasterstein zu streicheln.

Dann holte sie die Kinder. Sie wogen nichts: zwei Flöckchen. Die winzigen Hände hingen wie welke Gänseblumenblätter herab. Sie setzte sich unter den Baum und legte beide zu gleicher Zeit an ihre Brust, und jetzt war es, als hätte sie zwei Herzen.

Zwei Blätter schwebten sacht von dem Baum und legten sich wie segnende Hände auf die Köpfchen der Kinder."

„Und dann war nur noch ein Blatt am Baum . . ." Rudolf sprach so leise wie ein Kind zwischen Wachen und Schlaf.

„Schließe deine Augen, Rudolf, du bist ja so müde, mein Kind.

Ja, jetzt hing nur ein Blatt oben in der blauen Luft. Lisula sah es dort hängen, so einsam und allein. Alle anderen Blätter hatten das Glück gehabt, wie Vögel durch die Luft zu schweben. Nur das eine armselige Blatt war gefesselt und saß dort und sehnte und sehnte sich. Niemand konnte sehen, ob es weinte, niemand hören, wenn es rief. Das Blatt! Das arme einsame Blatt!

Dann gab es einen Ruck in ihrem Herzen, als ob sich etwas losrisse in ihr, und das Blatt schwebte ganz langsam herunter, von stillen blauen Luftwellen getragen.

Du weißt ja, Rudolf, wie Lisula dann eine Heilige wurde, und daß der Baum alle Jahre wieder grünt, und daß Mütter, die sonst keine Milch für ihre Kinder haben, sie dort stillen können.

Schön war das, wie sie Lisula begraben haben. Sie lag im Silberschrein . . . Ach, er schläft. Er schläft."

Noch eine Weile saß die alte Frau regungslos da. Dann verließ sie leise das Zimmer.

Schwester Agnes

So viel Betten, so viel winzige Weihnachtsbäume mit Fähnchen, Kerzen und Rosen aus Seidenpapier . . .

Singend war die lange Prozession von Schulkindern durch die Straßen gezogen, und jedes Kind hielt seinen Baum behutsam in der Hand, während der Schnee seine weißen Blütenflocken auf den wandernden jungen Wald rieseln ließ.

Singend war die Prozession die Marmortreppen in dem großen Gebäude hinaufgetrippelt, über dessen Portal in goldnen Buchstaben zu lesen war „Akademie der schönen Künste", hatte die gewölbte Säulenhalle durchschritten und sich in den Krankensälen verteilt. Vor jedes Bett hatte ein Kind sein schneebepudertes, waldduftendes Bäumchen gestellt, und dann hatte es die Kerzen angezündet und seine „allerschönste" Geschichte erzählt.

Als die Kinder sich entfernt hatten und der Schnee geschmolzen war, lag auf jedem Bett ein Spielzeug: eine kleine Mundharmonika — nicht größer als ein Finger —, ein paar Zinnsoldaten in strahlenden Uniformen, ein Kinderfarbkasten, ein Dominospiel, eine Tonpfeife. Und in den nächsten Tagen kam es vor, daß die Ärzte auf ihrer Inspektionswanderung plötzlich Seifenblasen unter der Decke hinschweben sahen oder auf dem Operationstisch einen Zinnsoldaten in Generalsuniform fanden, den ein Verwundeter während der Betäubung aus der Hand losgelassen hatte.

Schwester Agnes führte ihre Tochter durch das Lazarett. Sie sprach von den Verwundeten wie ein Gärtner von

den Blumen, die er selbst gezogen hat. Aber die Tochter kannte ihre Mutter und hörte an dem Klang der Stimme, daß sie weit weg in der Traumwelt weilte, die ihr ganzes Dasein ausmachte.

Draußen auf den Korridoren humpelten Rekonvaleszenten an Stöcken umher, oder sie stützten sich auf Kameraden und Pflegerinnen. Römische und griechische Büsten starrten mit leeren Augen auf diese Helden, die Pantoffel trugen, den Kopf in Bandagen und den Arm in der Binde hatten.

Der Oberstabsarzt kam vorbei, und Schwester Agnes stellte vor: „Meine Tochter!" — „Warum nicht ihre Enkelin?" schlug er lächelnd vor und war schon verschwunden.

Das junge Mädchen sah auf ihre Uhr. Sie mußte sich beeilen, wenn sie rechtzeitig in das Krankenhaus kommen wollte, wo sie ihre Ausbildung erhielt. Sie hoffte ja, nach Beendigung des Kursus mit dem Lazarettzug an die Front zu kommen. Plötzlich lachte sie so laut, daß Schwester Agnes zusammenfuhr: „Denk dir, Mama, wenn man zu ihnen kommt, um sie zu rasieren, schreien sie! Sie glauben, man wolle ihnen die Kehle durchschneiden! Und wenn sie das erstemal in die Badewanne gesteckt werden, glauben sie, man wolle sie ertränken!" — Sie sprach von den armen unwissenden verwundeten Gefangenen aus dem fernen Osten.

Im Operationszimmer herrschte große Emsigkeit. Um Mitternacht war ein neuer Transport von Verwundeten eingetroffen. Sie hatten Erlaubnis bekommen, sich von der Reise auszuruhen, nur die notwendigsten Verbände waren gewechselt worden; nun sollte die richtige Untersuchung erfolgen, und notwendige operative Eingriffe und Amputationen sollten vorgenommen werden.

Der Raum war angefüllt mit dem süßlich-ekelhaften Geruch von durchsickerndem Blut. Auf einer Reihe von Bahren lagen die Verwundeten mit halboffnen, matt-

starrenden Augen, ausgezehrt und fahl, still, als wären sie stumm. Kein Klagelaut drang über ihre Lippen. Ärzte und Pflegerinnen bewegten sich flüsternd, als fürchteten sie, die Unglücklichen aus dem Schlummer der halben Bewußtlosigkeit zu wecken.

Der Oberstabsarzt trat ein. Flink und behend wurden die Notverbände gelöst. Einer nach dem andern wurden die Verwundeten auf den Operationstisch gehoben. Auf die Äthermasken wurde, wo es notwendig war, die gesegnete Flüssigkeit geträufelt, die den letzten Rest von Schmerzbewußtsein entfernte.

Schwester Agnes reichte, ohne nach rechts oder links zu blicken, die Instrumente hin.

Es war weit über Mittag, als die letzte Bahre hinausgebracht und die Fenster geöffnet wurden, damit die frische Sonnenluft hereindringen konnte.

Während Schwester Agnes die Instrumente sammelte, scheuerte der Oberstabsarzt seine Hände: „Ist es wirklich wahr, daß Sie eine erwachsene Tochter haben?" — Schwester Agnes antwortete: „Lilly ist neunzehn Jahre!" Und sie fügte hinzu: „Wären meine beiden kleinen Jungen leben geblieben, so wären sie jetzt achtzehn geworden!"

„Zwei Jungen . . . achtzehn Jahre, sagen Sie! Aber, Schwester Agnes . . . Sie könnten also zwei Söhne an der Front haben, wenn nicht . . ."

Er brach ab. Schwester Agnes hatte mehrere Instrumente aus der Hand fallen lassen. Lärmend und klirrend flogen sie über die Marmorfliesen des Fußbodens hin.

Gleich nach Ausbruch des Krieges sagte Schwester Agnes: „Ich melde mich zum Lazarettdienst!" Mann und Tochter sahen einander an, ohne ihren eignen Ohren zu trauen. Keinen Augenblick fiel es ihnen ein, daß Agnes

es ernst meinte mit ihrer Bemerkung. Ging sie doch ganz auf in der Trauer über den Verlust der beiden Knaben, lebte sie doch für nichts andres! Und Gatte und Tochter hatten sich an diesen Gedanken gewöhnt als an etwas Unabwendbares.

Sie wiederholte die Worte, während ihre Hände — wie immer — gedankenlos das kleine perlenbesetzte Medaillon mit den Bildern der Söhne betasteten. Perlen bedeuteten Tränen, — darum trug sie Perlen.

Auf alle Fragen antwortete sie mit einem Kopfschütteln. Wie sollte sie den andern den Grund ihres Einfalls erklären? Sie kannte ihn ja selbst nicht.

Um dem Vaterlande zu dienen? Für sie gab es nur ein Vaterland: die Traumwelt, in der sie mit ihren beiden toten Knaben lebte.

Aber sie bewies, daß sie es ernst meinte. Sie unterwarf sich der anstrengenden Pflegearbeit, als wäre es etwas Selbstverständliches. Und durchaus nicht müde und erschöpft, sondern erfrischt und wohlgemut wie nach einem tüchtigen Spaziergange kehrte sie täglich heim. Ja, wenn sie sich an den Tisch setzte, kam es vor, daß ihr Auge mit Wohlgefallen auf die Blumen, das Silberzeug, das Spitzentuch fiel. Das Essen mundete ihr. Mitunter lachte sie, — und wenn sie lachte, war es ihr, als klatschten zwei kleine Jungen in die Hände und lachten mit.

Sie las vom Kriege, erzählte von den Operationen und von den Berichten der Verwundeten über das Leben an der Front. Aber was sie erzählte, das hatte sie nur mit äußerem Verständnis erfaßt. Kein Schimmer von dem, was wirklich vorging, erreichte ihr Herz.

Mann und Tochter begannen zu glauben, daß sie über die Trauer hinweggekommen sei. Dieses Gute hatte der Krieg gebracht.

„Also Sie hätten zwei Söhne an der Front haben können . . ."

Schwester Agnes saß mit zitternden Händen am Tisch, in sich hinein lauschend, vergessend, wo sie war, das Essen vergessend.

Bis jetzt waren Georg und Viktor zwei kleine Knaben gewesen, die ihren Gitterbetten, ihren Seifenblasen und Zinnsoldaten nie entwuchsen, — und in einem einzigen Augenblick waren sie aus dem Medaillon herausgewachsen und standen vor ihr, zwei schlanke junge Männer, Zwillingsbrüder.

In dieser Nacht schlief Schwester Agnes nicht. Krampfhaft umschlossen ihre Hände das kleine Medaillon, als wollte sie die Bilder zwingen, da drinnen zu bleiben, als wollte sie sie daran hindern, das Geläut der Kriegsglocken zu hören. Und doch wußte sie so unverbrüchlich sicher, daß keine Bitte, keine Klage und kein Zwang die beiden hätte hindern können, das ewige Rufen des Volkes und Landes zu hören — und diesem Ruf zu folgen. Sie hätten ihre Mutter verlassen, wären mitgerissen worden von dem Strom, der durch die Straßen wogte. Ja, ja, so war es und nicht anders.

Waren sie nicht jeden Tag, solange ihre kleinen Glieder die Kraft dazu hatten, in Uniform umhergestolpert und hatten vermeintliche Heere gegen vermeintliche Feinde geführt? Hatten sie nicht, selbst in jener letzten, allerletzten Nacht, sowohl Georg wie Viktor, Zinnsoldaten ins Bett verlangt und mit ihren fiebermatten kleinen Fingern versucht, sie aufzustellen?

Sie hätten sich als Kriegsfreiwillige gestellt, die beiden unzertrennlichen Zwillingsbrüder, und jubelnd wie siegreiche junge Feldherren hätten sie das Herz der Mutter mit den Worten durchbohrt: „Mama! Mama! Wir gehn an die Front!" Sie hätte sie verlieren müssen. Nicht in

einem jähen Augenblick, nein, in all den Sekunden jeder einzigen Stunde.

Schwester Agnes erhob sich leise, um nicht ihren schlafenden Gatten zu wecken. Sie ging durch die stillen Stuben, wo die Bronzebüsten und lebensgroßen Bilder der Knaben vom nächtlichen Dunkel verschlungen zu werden schienen, wie einst die Särge von der Grabestiefe.

Sie trat auf den Balkon hinaus. Unter ihr lag die Kaiserstadt. Von diesem Balkon hatte sie – wie einem Schauspiel – dem Volksleben in den ersten Mobilmachungstagen zugesehn. Sie hatte den Schritt der ausziehenden Truppen wie das schwere Ticken einer Riesenuhr vernommen.

Damals hörte sie, ohne zu verstehen, – jetzt verstand sie, ohne zu hören.

Es war, als werde die Volkshymne lautlos in die Nacht gehaucht von den treibenden Wolken, den funkelnden Sternen, von dem Asphalt und dem Schatten der Häuser. Schwester Agnes schloß die Augen und hielt die Hände davor.

Nun wußte sie, warum sie damals gesagt hatte: „Ich melde mich zum Lazarettdienst!" Es war ihr Dank dafür, daß der Todesengel ihre Knaben über die Grenze fortgetragen hatte, ehe der Krieg ausbrach.

Der Kälteschauder des Krieges vermochte ihre Seele nicht zu durchdringen. Sie war unverwundbar. Ihre beiden kleinen Fahnenflüchtigen waren in Sicherheit.

Schwester Agnes nahm die Arbeit wieder auf, als wäre nichts geschehen. Aber jedesmal, wenn sie sah, wie eine verhüllte Bahre in die kleine Kapelle hinabgebracht wurde – wo vorher ein Bildhauer Menschen aus Ton formte –, durchfuhr ein Ruck ihre Gestalt, als ob man einen unsichtbaren Nabelstrang zerrisse.

Sie las die Listen der Gefallnen, Verwundeten und Gefangnen, und sooft sie von neuem die Namen Georg und Viktor las, sah sie, wie die Sargdeckel über den Leichen ihrer geliebten Knaben zugenagelt wurden.

In jeder Mußestunde strickte sie wollne Sachen für die Soldaten in den Schützengräben, und es war, als beschirme sie zwei nackte, im Fieber zitternde kleine Körper gegen den eisigen Wind.

Sie erbat die Erlaubnis, die verwundeten Gefangenen aufsuchen zu dürfen. Diese waren erstaunt über die Zärtlichkeit, die dem Blick der Schwester Agnes entströmte, — und sie stellte sich fremde Frauen im fremden Lande vor, die mit den Blicken zwei junge Zwillingsbrüder liebkosten, deren Sprache die Frauen nicht verstanden, von deren Sitten sie nichts wußten.

Schwester Agnes reichte die Instrumente zu der großen, langwierigen Operation. Der Kranke stöhnte leise in der Narkose: »Maman! Maman!« Unwillkürlich schaute sie auf. Der Klang seiner klagenden Stimme hatte eine Erinnerung geweckt. Das Gesicht war mit der Äthermaske bedeckt. Sie sah nur den einen an den Operationstisch festgeschnürten Arm. Er war dünn wie der Arm eines Knaben. Durchsichtig dünn.

Als er hinausgebracht wurde, sagte der Arzt kopfschüttelnd: „Er übersteht es nicht. Hätte man ihn erst ein paar Wochen gut pflegen können, so wäre es etwas andres . . ."

Schwester Agnes fragte nach seinem Namen. »Victor le G . . .« Sie ging in die Abteilung hinüber, wo die verwundeten Gefangenen abgesperrt lagen, setzte sich auf den Bettrand und wartete auf sein Erwachen. — »Maman! Maman!« — Die Krankenschwester gab ihm eine Morphiumeinspritzung. Erstaunt starrte sie die Schwester Agnes an, die keine Miene machte, sich zu entfernen.

Der Kranke phantasierte. Er war wieder Kind. Er klagte seinen Bruder an: „Georg hat meine Tonpfeife zerschlagen! Maman, gib mir eine andre, sofort . . . Hörst du!"

Wie gut sie diese schwache befehlende Stimme wiedererkannte . . . Nicht einmal die Sprache änderte den Klang. Ihre eignen Knaben hatten ja diese Sprache gesprochen, bevor sie ihre Muttersprache lernten.

Ein Gedanke schoß in ihr empor. Sie flüsterte in der fremden Sprache: „Nun geh ich und hole dir eine neue Tonpfeife!" Und sie ging.

Es war ihre Absicht, sich eine Tonpfeife von den Verwundeten zu leihen, die von der Kinderprozession beschenkt worden waren, doch vor der Tür kehrte sie um.

Der Oberstabsarzt traf sie vor dem Portal der Akademie für die schönen Künste. „Wohin, Schwester Agnes? Und ohne Hut und Mantel?" Schwester Agnes antwortete nicht. Sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie eilte, als gälte es das Leben. Der Wagen wartete, während sie hinaufstürmte.

Ihr Mann sah sie wie eine Nachtwandlerin hingehn und den Spielzeugschrank öffnen — das Heiligtum —, davor er sie in so mancher Nacht gefunden hatte. Sie wühlte darin, warf Spielzeug auf den Fußboden in ihrem Eifer, zu finden, was sie suchte. Dann erhob sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung. Sie lächelte — und war fort.

Keine halbe Stunde war verstrichen. Der Kranke lag noch da und klagte über seine zerbrochne Tonpfeife. Schwester Agnes holte eine Schale mit Wasser, tat Seife hinein und schlug Schaum. Dann hielt sie die Tonpfeife vor die im Fieber funkelnden Augen . . . Ein seliges Lächeln des Wiedererkennens, und die kraftlose Hand griff nach der Pfeife, wie ein Verschmachtender nach dem Becher mit dem Labetrunk. Sie hielt das Gefäß in der einen Hand,

half ihm mit der andern, die Pfeife ins Seifenwasser zu führen – vergebens, er hatte nicht die Kraft, die Blasen in die Luft zu stoßen.

„Maman! Maman! Warum hilfst du mir nicht?" Sie erkannte die Ungeduld in seiner Stimme wieder.

Und Schwester Agnes nahm die Pfeife von seinen blutleeren Lippen, führte sie an ihren eignen Mund und formte vor seinen Augen Blase auf Blase, während er glückselig lächelnd nach ihnen griff, wie ein Kind nach einem Sonnenstrahl greift oder nach einem fliegenden Vogel.

„Sing mir etwas vor, Maman, sing . . ."

„Was soll ich singen?" Er antwortete nicht, und Schwester Agnes begann, das Liedchen zu summen, das sie nicht gesungen hatte seit jener Nacht, als sie Viktor in den ewigen Schlaf hinübersang: »Sur le pont d'Avignon tout le monde y passe.«

Wieder lächelte der Kranke glückselig. Er sang mit, schwach und immer schwächer . . . Er schloß die Augen, noch sang er mit . . . jetzt nur einzelne Verse . . . abgerißne Worte . . . Er schlief.

Der Arzt kam, um nach ihm zu sehen: „Aber Schwester Agnes, was tun Sie denn hier? Das ist nicht gestattet!"

Gehorsam erhob sich Schwester Agnes, ohne etwas einzuwenden. Sie wußte, daß es nicht erlaubt war, sich bei den verwundeten Gefangenen aufzuhalten. Nur einen Augenblick noch stand sie, wie um sich zu vergewissern, daß er schlief. Dann beugte sie sich nieder und küßte ihn auf die Augen. Der Arzt fand keine Worte.

Aber Schwester Agnes fühlte sich nicht mehr als Mutter von zwei kleinen Fahnenflüchtigen. Sie vermochte nicht zu erklären, was in ihr vorgegangen war, und versuchte es auch nicht.

Ihre Liebe

Ich lasse dich nicht, Egon, ich lasse dich nicht. Hörst du! Du darfst nicht von mir gehn. Und wenn das Schicksal des ganzen Landes davon abhinge. Ich will dich behalten. Du gehörst mir. Ich habe nur dich, keine Kinder, nur dich. Und ich weiß ja, wenn du gehst, seh ich dich nie wieder. Das weiß ich mit Leib und Seele. Wenn du gehst, kehrst du nicht zurück.

Sagst du: Ich muß gehen, es ist meine Pflicht! so antworte ich: Du hast nur eine Pflicht, und das bin ich! Oder hast du unsre Liebe vergessen? Über frische Gräber könnte ich mit dir tanzen. In den Tod könnte ich mit dir gehen, ohne mich umzuwenden. Aber dich lassen kann ich nicht. Nicht wahr, Egon, du verstehst mich doch? In dein Liebesleben ist nicht der Alltag eingekehrt? Du bist derselbe geblieben. Du sagst, jetzt wie ehedem: Wir zwei — und die andern! Und von ihnen zu uns ist es weiter als von der Erde zum fernsten Weltkörper. Was kümmern uns Vater und Mutter, Gott und Vaterland, solange wir einander haben? Du verlässest mich nicht? Du kannst nicht. Wenn du auch wolltest, könntest du nicht, dein Wort: „Wir zwei — und die andern!" bindet dich.

Wenn ich weine, hauchst du auf meine Augen. Wenn ich schreie und rase, schließest du meine Lider mit Küssen. Aber wenn ich wieder ruhig bin, lächelst du und siehst an mir vorbei, in weite, weite Fernen. Wonach siehst du? Was sucht dein Blick? Die treibenden Wolken? Den

Sonnenuntergang? Die Rosen? Du lügst nicht. Du schweigst. Aber durch deinen Körper und durch meine Seele geht ein Kälteschauder.

Du bist krank, Egon, bist angesteckt von der Krankheit, die das ganze Land ergriffen hat. Du sehnst dich danach, dein eigen Blut in die Erde rinnen zu sehn, von wo es kam.

Und ich grüble Tag und Nacht, um das Mittel zu finden, das deine Krankheit zu heilen vermag.

Du starrst – nicht mein Antlitz ist's, was du siehst. Du lauschest – nicht meine Worte sind's, die du vernimmst. Lächelnd, lauschend, starrend stehst du da – ein Fremder! Ein Mann, den ich nicht kenne, der mich nicht kennt. Ein Mann, der nur das eine sieht, hört und fühlt: die gewaltigen Flügelschläge des Vogels der Finsternis, der da Krieg heißt.

Die ersten Tage ... Ach, es ist so lange her. Jahrtausende, gemessen an meiner gegenwärtigen Angst. Damals hieß der Monat August. Nun heißt er September. Damals blühten die Rosen, sie blühen noch, aber ihr Duft ist für mich mit Aasgestank vermischt.

Das war alles anders, auch du und ich. Wir pflückten alle Rosen des Gartens und ließen sie hinabrieseln auf die Truppen, die singend und jubelnd vorüberzogen. Wir standen auf dem Balkon, dein Arm lag um meine Schultern. Wir weinten und lachten zu gleicher Zeit. Wir empfanden Stolz über jeden einzelnen, der vorbeizog, und litten mit denen, die sie zurückließen. Wenn ich an diese Tage zurückdenke, ist's mir, als hörte ich das Läuten der Kirchenglocken in der ganzen Welt. Wir waren ernst gestimmt. Feierlich. Wir zwangen uns, an das Entsetzliche zu denken, das die ganze Welt anging – nur uns nicht.

Wir verbrachten halbe Nächte auf den Bahnhöfen.

Unser Auto war gefüllt mit Blumen und Erfrischungen für die Ausziehenden.

Wie bewunderten wir die Frauen, die ohne Tränen oder Klagen ihre Männer an den Zug begleiteten und ihnen lächelnd das letzte Lebewohl zuwinkten. Wenn aber der Zug außer Sicht war, brachen sie zusammen, wie von unsichtbaren Blitzen getroffen.

Wir standen immer Hand in Hand. Egon sagte: Laß uns fortgehen, ich halt's nicht aus! Aber wir blieben.

Wir sprachen nur vom Kriege. Egon las mir aus den Zeitungen vor. Wenn er in der Fabrik war, las ich selbst. Am Abend gingen wir in den Straßen umher. Wir sprachen mit wildfremden Menschen, als hätten wir sie von Kind an gekannt. Für jedes Tuch, das ich fertigstrickte, bekam ich ein kleines Geschenk.

Wir schliefen nicht mehr so sorglos wie früher. Sowie ich aufwachte, merkte Egon es, auch wenn ich mich nicht bewegte. Liebkosend strich er mir über die Stirn oder glättete mein Nachtkleid, so daß ich wie in einer Mumienhülle lag. Dann legte er den Arm unter meinen Nacken, und wir atmeten im Takt.

Die Tür zum Balkon stand offen. Tag und Nacht marschierten Truppen vorüber, bald nah, bald fern. Immer singend ...

Und die Dämmerung ... wenn die Vögel zwischen dem Laub zu zwitschern begannen, die Rosen süß dufteten und das Licht über Egons liebe Züge glitt ...

Warum ist er so schön? Und ist er's nur darum, weil ich ihn liebe? Nein, nein, ich liebe ihn, und er ist schön. Ja, so ist es.

O, diese Morgenstunden im August! Egon wandert im Zimmer umher und badet seinen Körper in Sonne. Er wandert, als wäre er allein mit der Sonne und der

Morgenluft. Aber er weiß, daß mein Blick selbst durch geschloßne Lider jede seiner Bewegungen verfolgt. Und meine Gedanken jubeln: Warum bist du nicht in Griechenland geboren, zur Zeit der großen Meister! Dann hättest du auf den offnen Plätzen in Marmor oder Bronze gestanden, und das Volk hätte sich an der herrlichen Rhythmik deines Körpers berauscht, die jetzt nur ich genieße . . .

So jubeln meine Gedanken, während ich mit geschloßnen Augen daliege. Du pfeifst leise — so leise kannst nur du pfeifen —, um mich nicht zu wecken. Dein Pfeifen streicht über meine Nerven, sie beben vor Seligkeit.

Egon ist noch hier. Noch. Das Wort kann ich in meine hohle Hand einschließen, und wenn ich sie öffne, ist es nicht fort. Aber Egon . . . Egon ist nur in der Fabrik, um alles zur Abreise zu ordnen. In einer Stunde ist er wieder hier. Noch. Wie lange?

Nein, Egon ist fort. Der Egon, der uns erst vor einem Monat dazu beglückwünschte, daß wir keine Kinder hätten, die einmal abgerichtet werden sollten, in den Krieg zu gehn —, er ist fort, ist tot.

Vor einem Monat hat Egon mir "The call of the wild" vorgelesen, die Geschichte von dem Hunde, der sich zurückentwickelte und zum Wolf unter Wölfen wurde. Egon ist nicht Arzt geworden, weil er den Anblick von Blut nicht vertrug. Nun ruft der Urinstinkt, — und er lauscht. Er hört nicht den Ruf meines Herzens. Er lauscht . . . lauscht . . . und ist mir verloren. "The call of the wild" hat ihn an sich gesogen.

„Sei ruhig und würdig!"

Liebe Mutter,

vor einer Woche ist Egon abgereist. Seine letzten Worte an mich waren: Sei ruhig und würdig! Ich mache ihm Ehre. Ich bin wirklich ruhig und würdig! Ich fülle meine Zeit aus, indem ich die Blumen pflege, wie er es wünschte, die Stuben in Ordnung bringe, wie er es wünschte, und Wollsachen für die Soldaten stricke, wie er es wünschte. Ich höre dich sagen: Du bist tapfer! O ja — nach außen hin. Bewegt der Stein sich, weil der Orkan ihn umheult? Stöhnt die Perle, weil sie durchbohrt wird? Klagt der Wurm, weil man ihn tritt? Weint der Eiszapfen, weil Frost ist?

Mutter, du bist schuld. Du allein. Du hast mich nicht erzogen, zu leben, sondern zu lieben. Nicht, alle zu lieben, sondern einen. Etwas andres hab ich nicht getan.

Als ich klein war, liebte ich dich; als ich groß wurde, liebte ich Egon.

Hättest du mich nur gelehrt, mein Herz zwischen unserm Herrgott, dem Vaterland und Egon zu teilen! Oder mich gelehrt, es zu zerstückeln in das Kleinod der Freundschaft . . .

Egon sagte: Wir sind zu große Egoisten gewesen! Damit ging er fort. Und er sagte: Liebe ist nicht das einzige.

Aber du hast mich gelehrt, Liebe sei das einzige.

Mutter, du hast mich betrogen. Du sagtest: Es gibt keine Hölle! Und wußtest, daß es den Krieg gibt. Du logst mit Absicht.

Egon sagte: Bleib ruhig daheim. Bekümmre dich nur um unsre Stuben und unsre Blumen. Ich komme wieder. Ich gehe um deinetwillen, aber ich komme wieder. Bleib du zu Hause, und schütze unser Haus und unsre Liebe . . . Worte! Worte! Worte! Während er sprach, waren seine Gedanken draußen . . . in der Hölle, die du hinter der Lüge des Leugnens verdecktest.

Ich habe geschrien, ich habe gerast. Habe Egons Leben bedroht. Es ist wahr. Lieber sah ich ihn hier vor meinen Augen als Leiche, — als zu wissen, daß Aasvögel ihn mit Krallen, die schmutzig sind von der Fäulnis andrer Kadaver, ins Herz hacken werden. Hab ich nicht recht, Mutter?

Nein, Mutter, du sollst nicht kommen, um mich aufzuheitern oder zu trösten. Ich bedarf keines Trostes, ich empfinde keinen Kummer.

Als Egon mich verließ, winkte ich ihm zu . . . wie alle die andern; als aber der Zug außer Sicht war, weinte ich nicht. „Wir" existierten nicht mehr, — ich bin jetzt nur „eine von den andern".

Mutter, ist dir je dein eignes Herz wie eine rote Rose gewesen, die in alle Adern Duft verbreitet? Ist dir je dein Herz wie ein müder Vogel gewesen, der im Eise festgefroren ist und langsam stirbt?

Egon ist fort. Er hat mich aus freien Stücken verlassen, und er kehrt nie zurück.

Er ist Wolf unter Wölfen. Und wenn die Wölfe bellend und geifernd aufeinander losspringen — dann ist Egon einer von ihnen.

Ich erwarte ihn nicht zurück, aber ich warte auf eine Botschaft. Eine Botschaft, die in dem Meer der Worte nur wie ein einzelner Tropfen ist: Gefallen!

Was mit mir geschieht, wenn ich die Botschaft erhalte, weiß ich nicht. Ich habe einmal ein Wüstenbild mit einem stehenden Gewässer gesehn. Ringsum lagen die gebleichten Knochen von Menschen und Tieren, die von dem verpesteten, giftigen Wasser getrunken hatten. Der fremde Wanderer warf sich nieder und trank, ohne darauf zu achten, daß er sich in den Tod trank. So wird es mir ergehn. So groß ist mein Durst nach diesem Wort.

Liebe Mutter,

eben kam dein Brief. Du sprichst darin Dinge aus, die ich nicht einmal meiner eignen Seele zuzuflüstern wagte im tiefsten Dunkel der Nacht. Du rechnest mit Möglichkeiten, die — — — Schweig, Mutter, schweig! Es gibt Worte so grausam, daß keine teuflisch ersonnene körperliche Marter sich damit zu messen vermag. Ich bin stark. Ich bin bereit zu leiden, aber verlang nicht, daß ich das Unmögliche tragen soll.

Glaubst du, Nutzen zu tun, indem du Salz in offne Wunden streust? Ich habe dir ja gesagt, daß ich Egon nicht zurückerwarte. Ich glaube nicht an Wunder. Ich glaubte an seine Liebe, — sie hat versagt, und ich glaube an nichts mehr.

Du rietst mir, „mich an den Gedanken zu gewöhnen", in den Hospitälern herumzugehn, unter den Verwundeten zu weilen, unter den — Krüppeln

Während ich das Wort niederschreibe, ist es mir, als fühlte ich das Fleisch an meinen Fingern einschrumpfen und verdorren. So ekelt es mich bei dem Gedanken.

Ich weiß nur, daß Egon mich verließ. Ich kann nicht beurteilen, ob er ein Recht hatte zu gehen, oder ob sein Leben nicht mir gehörte, wie das meine ihm.

Ich kenne nicht Stunde und Ort, wo er umsinkt. Das geht mich nichts an. Nicht im geringsten kümmert es mich. Aber das andre, das, wovon du schreibst, das kümmert mich, von allen nur mich:

Ich liebte Egon, meinen Egon, vom Kopf bis zum Fuß, liebte seinen Gang, den Klang seines Tritts, seine Haltung, sein Wesen, seinen Übermut.

Einen Krüppel werde ich nie lieben, — ihm kaum mein Mitleid schenken können.

Hast du denn vergessen, Mutter, wie ich als Kind schrie,

wenn einer von den Invaliden aus dem vorigen Krieg auf unsern Hof kam? Du lächeltest ihm zu und gabst ihm Essen und Geld, sprachst mit ihm und reichtest ihm deine Hand. Ich lief fort und verbarg den Kopf unter der Bettdecke.

Hast du vergessen, wie Bella, mein geliebter Hund, überfahren wurde? Der Tierarzt sagte, das eine Bein müsse amputiert werden, damit Bella leben könne. Ich kreischte auf und verlangte, daß man das Tier auf der Stelle töten solle. Meine Wut war so unbändig, daß ihr glaubtet, ich hätte Fieber. Aber mir fehlte nichts. Es war nur Angst, daß man mich zwingen würde, mitanzusehn, wie Bella auf drei Beinen umherhumpelte. Von dem Augenblick an, als sie überfahren wurde, hatte ich gar keine Erinnerung mehr, sie je geliebt zu haben.

Und du willst, ich solle in den Hospitälern herumgehn, um „mich an den Gedanken zu gewöhnen"!

Gewiß warst du in deinem Recht, so offen an mich zu schreiben. Ich seh es jetzt ein, nachdem ich mich zwei Tage und Nächte mit deinem Brief beschäftigt habe. Aber ich habe auch das Recht, offen zu antworten. Dann verstehn wir einander ganz.

Nenn mich hart, unmenschlich, unwürdig, deine Tochter zu heißen — alles, was du sagst, vermag nicht, mich zu ändern.

Der Krieg geht über meinen Kopf hin, so fern und fremd wie die Wolken, die am Himmel entlangziehen. Ich sehe sie — und vergesse sie. Ich lese, was vorgeht, und vergesse es. Es kümmert mich nicht, wer siegt, wer gewinnt. Siegesjubel und die Stille nach einer Niederlage bedeuten für mich dasselbe. Ich lese Egons Briefe aus den Schützengräben da draußen, wie ich gedankenlos die Anzeigen in den Zeitungen lese. Ich schreibe an ihn, wie ich einen Fremden unterhalte, der zu Besuch kommt.

Ich bin treu und nicht leichtsinnig. Andre Frauen können mehrere Männer durcheinander oder der Reihe nach lieben. Ich bin keine Dirne. Nur einmal hab ich geliebt. Nur einen. Wie sollte ich Egon vergessen können und hinabsteigen und einen Krüppel lieben?

Übrigens war ich gestern — deinem Wunsche entsprechend — in einem der großen Lazarette. Mit demselben Nutzen hätte ich irgendeine Fabrik besuchen können.

Hätte ich nur etwas mehr Energie, so reiste ich an die Küste. Das Wetter ist ja warm und gut. Ich liebe es so, die Hände mit Sand zu füllen und ihn zwischen den Fingern weggleiten zu lassen . . .

Zwei Monate später

Geliebter . . . Du lebst! . . . Du lebst . . . Das ist alles. Gegenüber dieser Gewißheit verstummt jede Frage, endet jede Angst. Du lebst! Du . . . du selbst! Egon!

Egon, sieh, ich danke dir, weil du lebst. Solang ich atme, will ich dir danken, weil du lebst . . .

Es ist, als hätte ich dich früher nie gekannt, — nicht dich und nicht mich selbst. Erst jetzt uns kennen gelernt. Ich hab dich geliebt, ohne zu wissen, was Liebe ist. Gott sei gelobt, — noch ist es nicht zu spät.

Aber du kanntest mich! Du wußtest, wie klein, engherzig und selbstsüchtig ich war. Und doch liebtest du mich so sehr, daß du in deiner Not daran dachtest, mich zu schonen.

Du wolltest nicht, daß ich erführe, welches Unglück dich getroffen hatte. Du hofftest, daß der Tod, dein Tod, es mir ersparen würde, je der Wahrheit ins Auge zu blicken...

Dein Freund hat mir geschrieben, mir alles erzählt. Er

hat mich nicht geschont, hat mir seine Verachtung ins Gesicht gespien — und mir alles von dir erzählt.

Egon, Geliebter, versuch mir zu glauben. Was ich jetzt zu sagen habe, ist nicht aus der Angst geboren, dich zu verlieren, und nicht aus dem Mitleid. Es hat nichts mit Hysterie zu tun. Ich denke nicht daran, dir ein Opfer zu bringen. So bin ich ja nicht.

Egon, als wir uns trafen, liebte ich dich auf den ersten Blick — wie du mich. Ich liebte — ich gesteh es offen, du darfst und sollst es wissen — deinen Körper, deinen Gang, dein Gesicht, deine Bewegungen. Daß du auch Herz und Seele hattest, entdeckte ich erst später. Aber — ich hätte dich auch ohne Herz geliebt, auch ohne Seele. Dein Äußeres nahm mich so gefangen, daß ich nur daran dachte. Nicht wahr, Egon, du weißt, daß es so war?

Ich liebte die Umhüllung deiner Seele in dem Grade, daß ich wie über ein Unglück trauerte, als du einmal eine Warze am Zeigefinger hattest. Ich mußte dabei sein, wenn dein Haar geschoren wurde, um darauf zu achten, daß nur das Allernotwendigste weggenommen wurde. Ich wünschte, dein Lachen einzusammeln, die Worte, die du sprachst, auf Schnüre zu ziehen, gleich Perlen, und sie in Gefächern zu verwahren, die nur mir zugängig waren. Plötzlich brach ich in Tränen aus, und du begriffst den Grund nicht. Der Anblick deines Ganges wirkte auf mich wie gewisse Nachtigallentöne, — das Gefühl der Seligkeit löste sich in Schmerz aus.

Erinnerst du dich an das einzige Mal, als du krank warst? Du, Mutter und der Arzt, ihr bewundertet mich, weil ich dich in den drei Wochen Tag und Nacht pflegte, ohne Müdigkeit zu zeigen ... Ach, es war ja nur der höchste Grad von Egoismus. Das Fieber machte dich noch schöner. Ich dachte nicht an die Gefahr, — ich genoß deinen Anblick.

So war ich.

Geliebter, – noch weißt du nichts. Was du auch geahnt haben magst, die fürcherliche Wahrheit hast du nicht gekannt. Und nun sollst du alles wissen.

Meine Verzweiflung, meine Erregung über deinen Entschluß, als Freiwilliger mitzuziehen, nanntest du: Kriegspsychose. So mild beurteilst du meine Eigenliebe.

Als du fort warst, betrachtete ich dich als tot für mich. Ich war in Bitterkeit erstarrt, wie eine Ehefrau, die von ihrem Mann um einer andern willen verlassen wird. Ich war eifersüchtig auf das Vaterland, weil es größre Macht über dich hatte als meine Liebe.

Wenn ich nicht schlafen konnte, nahm ich Veronal und hatte so entsetzliche Träume, daß ich schreiend erwachte, in Schweiß gebadet. Ich träumte von der Wirklichkeit, die das Schicksal schon bereithielt. So lag ich da, mit geballten Fäusten, zitternd vor Ohnmacht und Abscheu. Die Gedanken, die ich am Tage mit Gewalt zurückzwang, umschlangen mich bei der Nacht wie schleimige Schlangen.

Ich schwur: lieber den Tod als das Zusammenleben mit einem Krüppel.

Ich war mir meiner Feigheit bewußt. Ich empfand den gleichen Ekel vor meiner Schwäche wie vor dem Gedanken an dich, Geliebter, als Krüppel.

Alles sollst du wissen. Denn nun ist die Stunde da, wo ich zur Rechenschaft gezogen werde.

Ich bereitete mich auf jede Möglichkeit vor. Durch die Flucht wollte ich mich im letzten Augenblick einem Dasein entziehen, das mir unerträglich schien. Jeden Abend nahm ich das Fläschchen in die Hand, – wie ein Gläubiger das Kreuz hält. Dieses Fläschchen war mein Tröster, mein Beschützer.

Als man mir erzählte – Mutter war die erste –, du seiest „schwerverwundet", preßte ich die Hände zusammen und dachte an das Fläschchen. Dann kam der Brief von deinem Freund. Ich las ihn und erfaßte den Wortlaut. Ich las ihn wieder und erfaßte den Sinn. Und während vor meinem innern Blick dein Bild – wie du jetzt bist – emporstieg, war es, als berührte eine Hand mein Herz. Als begönne mein gefrorenes Herz langsam aufzutauen. Und plötzlich – plötzlich, Egon, – erlebte ich von neuem jenen Augenblick an unserm Hochzeitsabend, wo du all die roten Rosenblätter über mein weißes Gewand niederrieseln ließest und sagtest: So könnte ich um deinetwillen den letzten Tropfen Blut aus meinem Herzen pressen! – – –

Mutter nahm den Brief und las ihn, und als sie sah, daß ich lächelte, glaubte sie, über dem Entsetzlichen habe mein Verstand gelitten. Aber ich ging lächelnd hinein, um das Fläschchen zu holen, öffnete es und ließ den Inhalt ausfließen.

Denn jetzt – endlich – wußte ich, was Liebe ist. Jetzt wußte ich, was es heißt, „mit Leib und Seel zu lieben".

Und nun geb ich mich dir zum zweitenmal, Egon. Und doch ist's wohl das erstemal. Armselig war die Gabe, die du in mir empfingst, – reich ist die Gabe, die ich dir jetzt kniend darbringe.

Deine Braut bring ich dir.

Wäre in meiner Seele nur ein Flocken Mitleid, glaube mir, Egon, ich hätte dir dies alles nicht geschrieben. Es gibt Frauen, die Mitleid mit Liebe verwechseln. Ich gehöre nicht zu ihnen.

Und nun wundre ich mich wieder über mich selbst. Der unverbesserliche Egoist in mir ist schuld daran, daß ich so ausführlich von alledem schreibe, das ebensogut Zeit hätte

bis später, wo es sich mit lebendigen Worten sagen ließe. Aber ich bin so erfüllt von meinem neuen Glück, daß ich zerspringe, wenn ich mich nicht gleich mitteilen darf. Nein, das allein ist nicht der Grund. Ich will, daß du um das Wunder, das geschehn ist, wissen und es verstehen sollst. Das wird dich ruhig machen, dir Frieden und Schlaf bringen.

Nun sollst du schlafen, schlafen, schlafen. Und der Schlaf jeder Nacht soll von deiner Seele einen Stein der Bürde wegnehmen, die durch die Schrecken, deren Zeuge du warst, aufgehäuft worden sind.

Du brauchst dich nicht durch den Schlaf von der Wirklichkeit zu entfernen. Brauchst nicht zu vergessen, was mit dir vorgegangen ist. Ich selbst will es nicht vergessen, nicht eine Stunde, nicht einen Augenblick.

Ich bin kein romantisches Mädchen, das die Grausamkeit der Wirklichkeit in den Purpurschein der Phantasie hüllt. Ich habe alles bis auf den Grund durchdacht. Ich habe mich in Gedanken deinem Lager genähert, die Decke entfernt, selbst den letzten Verband gelöst ... Verstehst du mich jetzt? Ich habe durchlebt, was dir widerfahren ist. Nicht das Platzen der Granaten, nicht den körperlichen Schmerz, nicht die Amputation, — sondern das, was folgte.

Da lächelte ich nicht mehr. Ich gestehe, daß die Zähne in meinem Munde eiskalt wurden. Während ich in Gedanken da vor deinem Lager stand und die gähnenden, unbeschreiblichen Wunden sah, rang ich die Hände, — rang die Hände, daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Vergib mir, Egon, — so habe ich alles das geliebt, woraus du bestandest.

Meine Augen haben sich an den Anblick gewöhnt. Ich zittre nicht mehr, wenn ich es in Gedanken vor mir sehe.

Das war das erste. Das andre, das für mich das erste

hätte sein müssen, ist dein Schmerz über den Verlust der beiden Beine, die dich so federnd leicht über die Erde trugen, so königlich stolz. Und das glaube ich, daß ich dir helfen kann, indem ich sage: Geliebter, ich habe auch durchdacht, was es für deine Frau bedeutet! Und ich darf dir versprechen: Der Tag wird nie kommen, an dem du es bereuen wirst, dich freiwillig gestellt zu haben!

Wir brauchen uns nicht ums tägliche Brot zu sorgen. Im Vergleich zur großen Menge sind wir ja wohlhabend. Und doch — du lächelst, glaube ich — doch wünschte ich, wir wären so arm, daß ich für uns beide arbeiten müßte.

Ich spüre unverbrauchte, wertvolle Kräfte in meinem Innern; sie haben so lange brachgelegen, daß ich ihre Existenz kaum ahnte. Nun regen sie sich, rufen, verlangen, in Gebrauch genommen zu werden.

Der Eigennutz, die Freude am Luxus, die Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohl und Wehe andrer, die mich früher beherrscht haben, sie sind für immer überwunden.

Es ist nicht bloß die Liebe zu dir, die ich endlich entdeckt habe, mein Vaterland hab ich als Hochzeitsgeschenk empfangen, ich bin aufgenommen in den Bruderbund, der, trotz dem Krieg und seinen Schrecken, die Erde umspannt.

Darum bin ich fest entschlossen, ein neues Leben mit dir zu führen, für uns und für andre. Nie mehr wollen wir uns selbst ausschließen mit den Worten: Wir — und die andern! Von nun an heißt es: Wir! Und in diesem „Wir!" sind die andern mit eingeschlossen.

Geliebter, wann darf ich zu dir kommen? Ich bleibe ruhig hier, bis du rufst. Du sollst nicht überrumpelt werden, so daß du dich mit Gewalt zusammennehmen mußt, um ruhig zu erscheinen, — wenn deine Seele noch im Aufruhr nach dem Sturm ist.

Es ist möglich, daß ich weine, wenn ich dich sehe, aber ich weine nicht, weil du deine Beine verloren hast, sondern weil meine Seele bis an den Rand mit Gefühlen gefüllt ist, die sich nicht in Worten ausdrücken lassen.

Die Gedanken wirbeln hinter meiner Stirn herum, ich versuche, sie zu greifen und zu sammeln, aber es gelingt mir nicht. Viele von den Gedanken gelten der Zukunft.

Das eine mußt du mir versprechen: Laß mich bei dir bleiben von dem Augenblick an, wo der Arzt es gestattet! Ich sehe ein, daß es viele Wochen und Monate dauern wird, ehe du imstande bist, heimzukommen. Nicht jetzt ist die schlimmste Zeit für dich. Jetzt liegst du im Lazarett, und rings um dich liegen Menschen, die leiden wie du.

Die schwersten Augenblicke kommen später, wenn du gezwungen bist, nicht bloß zu wissen, sondern zu sehen, was man an deinem Körper gefrevelt hat. Wenn du — der Mann, der Mensch — lernen sollst, dich ohne Beine zu bewegen. Dann will und muß ich bei dir sein. Alles will ich mit dir durchmachen und erleiden.

Wärest du — wie, ach, so viele — des Augenlichts beraubt worden, dann hätte ich sagen können: Geliebter, ich will dein Auge sein! Und es wäre beglückend gewesen, dich teilhaben zu lassen an der Schönheit der Welt, wenn auch dein Augenlicht erloschen war.

Dies jedoch ist nicht das gleiche. Meine Liebe könnte dir deine Sehkraft ersetzen, — nicht aber den Verlust deiner Glieder. Das habe ich mir klar gemacht, und ich will darob nicht trauern.

Wir werden draußen vor der Stadt wohnen, da, wo die Berge beginnen. So hoch oben, daß du immer die reine Luft atmest, und so nahe am Tal, daß es mild und geschützt ist für unsre Pflanzen. Vielem von dem, was dir früher lieb war, mußt du entsagen. Nie mehr wirst du am schönen Sommermorgen ausreiten können. Aber

auch ich werde nicht mehr reiten. Nie mehr wirst du mit mir tanzen, aber auch ich werde nicht mit andern tanzen. Doch . . . doch! Ja, Egon, wenn die Sonne untergeht, will ich im Grase mit unsern Kindern tanzen, und du wirst dich dessen freuen.

Unsre Kinder . . . von denen weißt du noch nichts. Auch ich weiß nichts von ihnen. Werde ich das unsägliche Glück haben, sie selber zur Welt zu bringen, oder sind sie schon von andern Frauen geboren worden und warten nur darauf, daß wir ihnen unser Heim und Herz öffnen sollen? Das weiß ich nicht. Nur eines weiß ich, daß glückliche Kinder im Schutze unsrer Liebe aufwachsen werden.

Nun bin ich müde. Mutter hat dich wohl auf diesen Brief vorbereitet! Ich habe ihr nichts gesagt, aber als sie mich zum Abschied küßte, verstand ich, daß sie alles wußte. Ich bin so müde vom Denken und Schreiben, aber ich konnte nicht anhalten, bis all das gesagt war, was gesagt werden mußte.

Nun geh ich schlafen. Doch erst muß ich dir ins Ohr flüstern: Egon, ich liebe dich mit derselben Glut wie in jenem Augenblick, als unsre Liebe mich in meinem Innern eine neue Welt von Seligkeit empfinden ließ.

Wieder werden Rosen aufbrechen, und Nachtigallen werden wieder im Laube unter unsern Fenstern singen. Dein Arm wird wieder unter meinem Nacken liegen.

Alles ist anders und doch wie vorher. Ich möchte nicht tauschen.

Deine Geliebte, die dich liebt.

Das Volkslied

Mein Freund erzählt:

Er war der merkwürdigste Mensch, den ich je gekannt habe. Auf dem Gymnasium haben wir ihn ausgelacht, auf der Universität fingen wir an, uns für ihn zu interessieren, und als wir Männer wurden, war er der bewunderte Mittelpunkt unseres kleinen Kreises. Wir waren stolz auf ihn. In Anekdotenform verbreiteten wir jeden seiner seltsamen Aussprüche. Wir hätten ihn auch dann für ein Genie gehalten, wenn er nichts anderes getan hätte, als einsam, zeitlos und abwesend in unserer Mitte zu sitzen. Aber er tat auch etwas: er schrieb Gedichte.

Ich bin nicht Kenner genug, den bleibenden Wert seiner Gedichte beurteilen zu können. Nur wenige haben ihn gekannt, unter diesen aber sind Leute, die das Allergrößte von ihm halten. Eine seiner Seltsamkeiten bestand darin, daß er sich nicht gedruckt sehen wollte. „Ich schreibe nicht für das Publikum!" sagte er. „Ich will nicht, daß Krethi und Plethi in meinem Gefühlsleben herumtasten." Darum existiert von ihm nur ein schmales Bändchen Gedichte, auf Büttenpapier in zweihundert numerierten Exemplaren gedruckt. Es ist nie zum öffentlichen Verkauf gelangt und nie in der Presse besprochen worden. Es kam dadurch zustande, daß der Verleger F. A., einer seiner treuesten Verehrer, unbemerkt eine Abschrift von dem Manuskript herstellte, während der Dichter einen ganzen Abend lang in die Betrachtung der Eisblumen am Fenster vertieft war.

Wer Vogt sah, hielt ihn für den letzten dekadenten Sproß einer vornehmen alten Familie. Er hatte jene verfeinerten, ängstlichen Hände, die sich unwillkürlich mimosenhaft zusammenziehen, wenn etwas Unschönes in ihre Nähe kommt. Er mußte die Türklinke mit dem Taschentuch umwickeln, zuckte zusammen, wenn er Nickelmünzen bekam, gab niemandem die Hand, mich allein ausgenommen. Nicht weil er mein Freund war — er bestritt, daß Freundschaft möglich sei —, sondern weil meine äußere Erscheinung ihm zusagte. Er sagte: „Es ist etwas Menschliches in dir, das sieht man an deinen Händen." Ja, ein paarmal, wenn er Kopfweh hatte, bat er mich sogar, meine Hände auf seine Stirn zu legen.

Er machte durchaus nicht den Eindruck eines wählerischen, verwöhnten, reichen Muttersohnes. Sein Widerwille gegen alle Arbeit schien in Überkultur begründet, wie sie auch in seiner schmalen, hohen Gestalt deutlich zum Ausdruck kam. Aber tatsächlich war er ein Bauernjunge aus einem Alpental. Es war uns allen ganz unbegreiflich. Schon als Knabe habe ich ihn auf dem mittelgroßen Bauernhof seines Vaters herumgehen sehn wie einen Nachtwandler. Aus jener Zeit entsinne ich mich eines kleinen Vorfalls. Er besaß außergewöhnlich scharfe Sinne, von denen der Geruchsinn wohl am ausgeprägtesten war. Daß er beim Duft der roten Junirose vor Freude errötete, daß er totenblaß wurde, wenn ihn Verwesung anwehte, erschien mir begreiflich. Als ich ihn aber eines Tages in Verzückung vor dem Düngerhaufen fand, begann ich, an seinem Verstand zu zweifeln. Erst kürzlich habe ich den ihm selbst unbewußten inneren Zusammenhang mit der Mutter Erde ganz verstehen gelernt.

Seine Eltern waren einfältige, gläubige, königstreue Leute, geneigt, einen untergeschobenen Wechselbalg in ihm zu sehen. Sie behandelten ihn mit scheuer Bewunderung,

der ein gut Teil Mitleid beigemischt war. Wenn er, was selten geschah, denn er war karg mit Worten, einen seiner plötzlichen Einfälle äußerte, deutete man auf die Stirn, um seinen Geisteszustand anzudeuten. Er war geborener Heide und Anarchist. Als Kind sprach er manchmal Worte der aufgeklärtesten Lebensweisheit. Als Mann habe ich ihn einmal weinen sehn, als ein Glas zu Boden fiel, dessen Form seinen Tastsinn entzückt hatte. Wir liebten ihn blind und demütig, und er ließ sich alles gefallen. Wir suchten ihn, nie er uns. Einmal bemühten wir uns — es kam uns hart an —, ihm einen ganzen Monat lang fernzubleiben. Als wir ihn nicht länger zu entbehren vermochten, kamen wir wieder — zu jeder Entschuldigung bereit — und mußten erkennen, daß er unsere Abwesenheit gar nicht bemerkt hatte.

Nach dem Tode seiner Eltern gelangte er in den Besitz eines kleinen Vermögens, gerade groß genug für seine bescheidenen Bedürfnisse. Er mietete ein Atelier, wo er sich einrichtete. Dort besuchten wir ihn, wann wir wollten, unaufgefordert. Sein bißchen Essen bereitete ihm der Diener, sein einziger Luxus. Wir waren alle eifrige Raucher. Bei ihm rauchten wir nie, und nicht einmal unter uns sprachen wir von der Notwendigkeit dieses Opfers.

Das Atelier steht noch. Kein Stuhl ist entfernt worden. Wir haben beschlossen, es unverändert zu lassen, als Erinnerung an den Unvergeßlichen. Wenn der Krieg erst zu Ende ist, wollen wir einander wieder dort treffen. Ich fürchte, wir werden eine Enttäuschung erleben.

Vogt liebte Bücher, aber er entlieh keine und verborgte auch die seinen nicht. Als sich einmal einer von uns trotzdem ein Buch von ihm erbeten hatte und es ihm zurückgeben wollte, sagte Vogt: „Bitte, behalt es. Ich brauche es nicht." Es schien ihm undenkbar, ein Buch mit einem anderen zu teilen. Zeitungen nahm er nur in die behand-

schuhte Hand; und was andere hätte lächerlich erscheinen lassen, bei ihm nahm es sich natürlich aus.

Wir verstanden seine Gedichte nicht. Sie waren schwer, fremdartig, drohend, wirkten — man könnte sagen: schicksalsschwanger. Er bediente sich der Sprache mit bewußter Willkür, wie ich es nie bei einem anderen Dichter gesehn habe. Die üblichsten Worte wußte er so zu stellen, daß sie eine neue, zwingende Bedeutung erhielten. Er gebrauchte — oder vielmehr mißbrauchte — einzelne Worte in einer Weise, daß wir später, wie vor einer Entweihung, davor zurückscheuten, sie wieder im Alltag zu benutzen.

Seine Art, sein eigenes Innere aufzudecken, war rücksichtslos und wäre schamlos gewesen, hätte er es nicht verstanden, die Empfindungen durch Worte so zu verschleiern, daß man hinter diesem mädchenhaft zarten Gewand die lebendige Form nur angedeutet sah.

Er fühlte sich als Dichter von Gottes Gnaden. Die Welt war um seinetwillen geschaffen. Für ihn allein schienen die Sterne, dufteten die Blumen, rauschte das Meer. Sein Schicksal war — so meinte er — urzeitlich vorgeschrieben. Diese Lieder sang sein Blut schon, während er noch im Mutterleibe lag. Er war dunkel, weil er so sein wollte. Wenn wir ihn baten, so zu schaffen, daß die Menschen daran teilhaben könnten, lächelte er: „Ihr sagt, man versteht meine Gedichte nicht! Hab ich gewünscht, daß man mich versteht? Was gehen mich die Menschen an? Ich schreibe für mich, für mich allein. Ich suche die Worte so lange, bis sie die Klangschwere haben, die mein Ohr verlangt, die Farbe, die meine Augen begehren, die Form, die meinen Händen wohltut. Ich sprenge jedes Wort von einem Felsen ab, der von der Erde bis zum Himmel reicht. Dort, wo die anderen eine graue Mauer sehen, genieße ich den Anblick glitzernder Kristalle. Es ist mein Fund, mein Eigentum. Bin ich verpflichtet, das mit

jemand zu teilen? Ich habe keine Sippe, werde auch keine anerkennen. Ich bin einsam, will so sein. So wenig wie ich mein Trinkglas, mein Bett mit anderen teilen kann, so unmöglich ist es mir, meine Seele vor die Menge hinzuwerfen."

Ein Vaterland hatte er nicht. Zusammengehörigkeit von einzelnen und Völkern war ihm fremd. Der Boden, den sein Fuß im Augenblick betrat, war sein Eigentum, und wenn er weiterging, schlugen die Wasser hinter ihm zusammen. Nicht einmal an die Sprache, in der er aufgewachsen war, fühlte er sich gebunden; sie war ihm ein Zufall, wie Augen- und Haarfarbe.

Von seinem Verhältnis zu den Frauen weiß ich nichts, weiß niemand etwas. Da er Anziehungskraft ausübte, vermute ich, daß er hier und da einer flüchtigen Leidenschaft folgte, die wie eine Sternschnuppe hinstarb in dem Augenblick, wenn sie in einem Gedicht ausgelöst ward. Von Heirat und Kindern wollte er nichts wissen. Keine Vorfahren und keine Nachkommen zu haben, war sein Stolz.

Mir gegenüber war er um einen Schatten wärmer als andern gegenüber. So war ich auch der einzige Mensch, in dessen Begleitung er hier und da die Natur aufsuchte. Meist spät abends oder nachts. Dann wanderten wir über einsame Landstraßen, in dunkle Wälder oder verwilderte Gärten.

In einer Sommernacht kamen wir an den Fluß. Er verspürte Lust zu baden. Mit einer Unbefangenheit, die mich im Vergleich zu seiner sonstigen Zurückhaltung in Staunen versetzte, warf er die Kleider von sich und sprang ins Wasser. Ich folgte. Es war mondhell.

Wir schwammen mit der Strömung und gegen sie. Das ungewisse Licht verlieh seinem Antlitz eine ekstatische Schönheit, geheimnisvoll – beunruhigend. Nie werde ich

vergessen, wie er dann, an einen Baum gelehnt, dastand, den einen Arm über dem Haupte gebogen, vom Mondlicht ganz überflutet. Auf dem Heimweg kamen wir an einer Bahnstation vorbei, wo gerade ein Zug mit Ausflüglern einfuhr. Hinter uns hörten wir das fröhliche Menschengetöse. Vogt faßte krampfhaft nach meinem Arm: „Komm weg! Das Gesindel macht mich ganz elend!" Ich wandte ein, diese braven, fleißigen Leute hätten nicht weniger Anrecht an die Natur als wir. Da er sich aufgeregt zeigte, brachte ich ihn bis in seine Wohnung. Hier ergriff er einen Revolver und sagte: „Sieh her, diesen Revolver habe ich mir am Tag der Musterung gekauft. Man hat mich damals meines Herzleidens wegen nicht zum Soldaten gemacht. Hätte man es getan, wäre ein Schuß aus dieser Waffe meine Antwort gewesen. So hasse ich den großen Haufen."

Und dann kam der Krieg. Vom ersten Mobilmachungstage an betrachteten wir Vogt mit anderen Augen. Er war uns fremd geworden. Wir verstanden seine Sprache nicht und er nicht die unsere. Wir besuchten ihn zwar noch an ein paar Abenden, aber wir saßen schweigend ringsum und atmeten erst auf, wenn wir wieder auf der Straße waren. Unter uns trösteten wir einander damit, daß für das Genie andere Gesetze gälten, und daß Vogt schließlich immer zu einer anderen Rasse gehört habe als wir. Aber seine ganze Haltung war für uns eine Beleidigung. Er erklärte, er wolle sich, so lange der Krieg dauere, in seinen vier Wänden verborgen halten oder ein stilles Gebirgsdorf aufsuchen, um von dem Anblick der Militärzüge und der Verwundeten verschont zu bleiben.

Mein Jahrgang kam bald an die Reihe. Am letzten Abend suchte ich ihn auf, um ihm Lebewohl zu sagen. Er war allein. Ich war betroffen von seiner Todesblässe.

„Bist du krank?" „Ich bin nur müde vom Denken." „An was denkst du, das dich so ermüdet?" Er wich mir aus. Als ich gehen wollte, folgte er mir. Und als wir um die Ecke bogen, trafen wir einen Trupp junger Leute, die ihre Pappschachteln zur Rücksendung der Zivilkleider in den Händen trugen. Vogt lehnte sich gegen eine Mauer. Er sah aus, als müßte er umsinken. Die Tritte waren längst verklungen, er stand noch immer da. „Was ist dir, so sprich doch, Mensch!" Lange schwieg er. Endlich kam es heraus, heiser, stoßweise: „Sie sind es, die dort ... Hörst du sie nicht? So wandern sie Tag und Nacht ... Durch alle Städte, auf allen Landstraßen ... Einem einzigen Ziele zu! ... Und ich, ich habe kein Ziel. Sie leben, um zu sterben. Ich habe nie gelebt." Ich faßte ihn an: „Reinhold, du bist ja krank, du sprichst im Fieber." Da traf mich sein Blick. „Nein, krank bin ich nicht. Aber ich fange an ... ich fange an, den großen Zusammenhang zu erfassen. Schon als Kind habe ich dem einen nachgegrübelt: wozu bin ich da? Was ist die Absicht? Wo ist das Ziel? Nie bekam ich Antwort. Ich bin einer von denen ‚ohne Vaterland'. Jeder Pflasterstein hat mehr Berechtigung als ich. Er liegt da und dient der Gesellschaft. Ich allein hielt mich für zu gut dazu. Ich habe mich losgetrennt von der Erde, die mich gebar, mich losgesagt von den Geschlechtern, denen ich mein Dasein verdanke, ich habe meine Muttersprache verraten. Ich vermaß mich, die eine Hand dem Sokrates zu reichen, die andere einem unbekannten Jemand, der in zweitausend Jahren leben wird. Ich habe mich selbst außerhalb gestellt. Und jetzt ... jetzt ist es zu spät. Ich habe kein Recht, in die Reihen dieser schlichten, einfachen Menschen einzutreten, die so selbstverständlich dahinziehen, um das größte und einzige, was sie haben, hinzugeben zur Verteidigung der Muttererde. Ich habe mein Pfund ver-

graben wie einer, der Vorräte von Mehl sammelt, während das Land ringsum der Hungersnot zum Opfer fällt."

Ich versuchte, ihn zu beruhigen. Er, das Genie, habe kein Recht, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Sein Werk solle leben, wenn wir alle längst tot seien. Alles vergebens!

Plötzlich brach er zusammen. Ich fürchtete, er werde unter meinen Händen sterben. Er lag im Straßenstaub, das Gesicht auf den schmutzigen Steinen. Er klammerte sich daran, als hinge er über einem Abgrund: „Hilf mir, hilf mir doch, zu werden wie einer von jenen."

Am nächsten Tag stellte er sich als Freiwilliger. Man wies ihn zurück seines Herzleidens wegen. Er bat und flehte so lange, bis man ihn behielt.

Ein glücklicher Zufall führte uns zu derselben Kompagnie. Sein ganzes Wesen strahlte die Seligkeit aus, wie sie nur der Künstler kennt in Augenblicken höchster Schöpferwonne. Er sah der Erfüllung seines Lebens entgegen.

Die Kameraden nannten ihn den Unverwundbaren.

Es schien, als erfasse er die Gefahren des Krieges nicht. Bis zu dem Novembertag, an dem wir weiter mußten, über unsere sterbenden und gefallnen Kameraden hinweg, ohne sie mitnehmen zu können. Von da an lagerten Schatten auf seiner Stirne, die nicht mehr wichen.

Dann kam jene Nacht, in der er mir zuflüsterte: „Jetzt weiß ich es. Meine Stunde hat geschlagen." Es durchfuhr mich. Ich versuchte zu scherzen. Er sagte: „Glaube nicht, daß es der Tod ist, der mich bedrückt. Ich habe noch etwas zu tun. Ich höre Worte um mich herum. Wenn es mir gelingt, sie einzufangen, dann habe ich Bürgerrecht in der Muttererde, dann habe ich mir ein Vaterland verdient."

In dieser Nacht entstand sein Reiterlied.

In der alten Volksweise, die sich wundersam angefunden hatte, trabte es unaufhaltsam durch das Land. Bei

Tag. Bei Nacht. An den Schützengräben entlang, mitten durch die Schlachtfelder, über niedergebrannte Dörfer weg, an Lazaretten und Kirchen vorbei. Und überall bemächtigte sich das Volk sofort für immer seines Liedes.

Am dritten Tag haben wir Reinhold Voght zu Grabe getragen. Wie ein Schrei aus wunder Brust, so erschütterte sein Lied aus rauhen Kehlen die stille Luft.

Mißheirat

Zwei junge Menschen trafen sich an einem Sommertag draußen im Walde. Rings wuchsen hohe düstre Kiefern und dazwischen zarte weiße Birken, die an ganz junge Mädchen erinnerten, die eben aus dem Bad gekommen sind und nun dastehn, bebend vor Furcht, daß ein Fremder sie überrascht, bevor sie das Hemd über den Kopf gezogen haben.

Sein Haar und seine Haut waren dunkel, in seinem Blick lag Leidenschaft und tiefer Klang in seiner Stimme. Die Worte, die er sprach, waren so sorgfältig gewählt wie die Perlen, aus denen die Juweliere ihre allerschönsten Halsbänder zusammenfügen. Seine Sätze waren ohne den geringsten Interpunktionsfehler und voll Geist und Verstand.

Sie war licht und schlank, hatte sanfte blaue Augen, und ihre Haarfarbe war goldner als das Korn, woraus das Kriegsbrot gebacken wird. Die Sonne schien durch das Laub auf ihr blondes Haar und ihre weiße Haut, bald fielen zornige Schatten von den Kiefern hernieder, bald schelmisches Blätterleuchten von den Birken. Aufrecht stand sie da, wie ein anmutiges Märchen, das der Erde entwächst, ohne daß jemand erklären kann, woher es kam, wohin es gehört. Seine schwarzen Augen verwirrten ihre blauen. Sie verschwand in jenen, wie eine Taubenfeder in einem Labyrinth bei Nacht.

Er dachte: Das ist ja die, die Palma Vecchio immer malte! Palma ist vor Jahrhunderten gestorben — wie ist es möglich, daß sie lebt?

Dann sah er auf ihr Gewand, das von einer kleinen Näherin in einer Mansarde aus wohlfeilem Stoff zusammengeflickt worden war, und er dachte: Aber Palma malte sie nicht in diesen Kleidern, sicherlich nicht! Und er stellte sich vor, wie sie sich ausnehmen würde, wenn er sie in die alten venezianischen goldgewirkten Brokate hüllte, die er auf seinen Kunstreisen in Italien gesammelt hatte.

In ihrer Verlegenheit sagte sie einige Worte, die keinen besonders tiefen Sinn hatten, und er dachte: Ihre Stimme rührt mich wie der Klang eines alten Spinetts. Sie ist meine geborne Muse. Sie ist die weiße Hindin im Walde . . .

Das Mädchen sah ihn an. Vor ihrem Blick wuchs er und wurde höher als die hohen Kiefern. Ja, ja, er war ein Mann, ein Herr, ein Held. Sicherlich konnte er sie auf seine Arme nehmen und durch den Wald forttragen, ja durch die ganze Welt. Ach, könnte sie doch immer bei ihm bleiben, in einer Hütte mit einem Gärtchen darum wohnen, ihm Kinder schenken, seine Mahlzeiten bereiten, ihm zu Gefallen sein . . .

Er sprach zu ihr, und seine Worte wirkten wie Pinselstriche, die ihre Wangen rot färbten wie dunkle Rosen. Aber während er sprach, dachte er an die alten Paläste am Canale Grande. Es war, als errötе selbst ihr Blick, und ihre Augen nahmen den seltsam scheuen Ausdruck an, den er sonst nur von Boccaccio Boccacinos Bildern kannte. Er begann, von ihrer Seele zu träumen. Die war wie eine Harfe, eine Äolsharfe, und sein Gedanke war der Hauch des Windes, der sie zum Tönen brachte.

Sie bückte sich, wie zur Erde gebeugt von ihrer mädchenhaften Verschämtheit, und pflückte ein grünes, unansehnliches Pflänzchen. Mit zitternder Stimme erklärte sie, wenn man solche Kräuter in die Schränke lege, so kämen keine Motten in die Sachen. Und wieder errötete sie vor Scham. Er hatte ja nicht von Motten gesprochen.

Er erklärte ihr seine Liebe, und sie ließ den Kopf sinken. Sie begriff gar nicht, daß er mit so einem einfachen Mädchen, das immer alles gerade herausſagte, zufrieden sein konnte.

„Ich kann ja nichts und weiß nichts!“ sagte sie. — „Ich habe weder Talent noch Geist, eher bin ich dumm. Ich tauge nur dazu, zu kochen, zu backen und die Stuben reinzuhalten — und das tu ich gar nicht gern. Das einzige, was ich gern tue, ist, Kranke zu pflegen, denn das hab ich auch gelernt, und mit kleinen Kindern zu spielen . . .“ Sie brach ab und schämte sich. Er hatte ja nicht von Kindern gesprochen.

„Du süßes Weib, du Einzige. Nie sollst du kochen oder die Stuben reinmachen. Nie sollst du Kranke pflegen. Für mich leben sollst du, und nichts andres. Du kannst und weißt nichts, sagst du! Du bist ohne Talent, ohne Geist, sagst du! Wüßtest du, wie deine Worte mich beglücken! Was mache ich mir aus einer Frau, die alles weiß und versteht, einer Frau mit Geist und Talent! Das alles habe ich ja selbst — und habe genug für uns beide. Ich will dich alles lehren, dir alles erklären. Ich will mein Talent, meinen Geist mit dir teilen. Du Holde . . . Als Adam schlief, schuf der Herr aus seiner Rippe das Weib. Aus meiner Seele schaffe ich die deine . . . in Liebe . . . in Liebe . . .“

Seine Eltern schüttelten den Kopf und wehrten mit den Händen ab: „Ein armes Mädchen, niemals! Ihr Glaube ist nicht der deine. Ihr habt nichts gemeinsam. So ein blasses, blutloses Geschöpf! Sie paßt nicht in unsre Familie, in unser Heim hinein. Du wirst ihrer überdrüssig werden, ehe sie ihr erstes Kind bekommt — falls sie überhaupt fähig ist, Kinder zur Welt zu bringen. Sieh dich um zwischen deinesgleichen. Du hast genug Auswahl. Da sind genug mit rotem Blut und einer anständigen Mitgift!“

Er antwortete: „Sie will ich haben, sie und keine andre. Das ist mein letztes Wort!"

Ihre Eltern sagten: „Das nimmt kein gutes Ende. Bleibe bei uns. Lieber mußt du dir selber dein Brot verdienen als Krankenpflegerin oder durch Hausarbeit, als daß du dich Leuten aufdrängst, zu denen du nun einmal nicht gehörst. Er ist dir ebenso fremd wie uns, wenn er auch dein Mann werden würde. Sein Blut ist heiß, es wird dich verbrennen. Er wird dich kalt finden und dich wegstoßen. Sein Reichtum wird eine Demütigung für dich sein. Seine Familie bleibt dir feindselig gesinnt. Er ist in Kunst und Luxus aufgewachsen. Du hast nichts gelernt. Er wird auf dich herabsehn, dich verlassen. Und deine Tränen werden in den Sand rinnen!"

Sie erwiderte: „Ich sterbe, wenn ich ihn nicht zum Mann bekomme!"

Sieben Jahre vergingen. Sieben Jahre sind viele Tage — und viele Nächte. Bildet man aus jeden vierundzwanzig Stunden ein Glied, so wird die Kette lang, die zwei Liebende verbindet, die einander nicht bekommen dürfen. Die beiden jungen Menschen warteten und warteten. Je mehr Widerstand sie fanden, desto stärker wurde die Fessel, die sie verknüpfte. Er hatte das Gefühl, um sie zu dienen, wie einst Jakob um Rahel. Er vertiefte sich in Kunst und Liebe. Er schrieb ihr Briefe, in denen Kunst und Liebe so unlöslich ineinander verstrickt waren wie die Lianen des Urwalds. Und sie, die seine geistvollen, klugen Gedanken nicht verstand, erfreute sich an ihnen wie an den süßen Walderdbeeren, die sie pflückte, auf einen Halm steckte und langsam auf der Zunge schmelzen ließ. Ihretwegen konnte die Wartezeit bis in alle Ewigkeit dauern — es war ja so beseligend, zu warten und sich geliebt zu wissen.

Nur am Sonntag, wenn sie mit ihrer Familie spazieren ging und andre junge Frauen mit kleinen Kindern sah und mit Ehemännern, die den Kinderwagen vor sich herschoben, dann glitt ein Schleier von Tränen vor ihr Auge, und sie dachte an kleine Kinder, die ungeduldig harrten, geboren zu werden, um mit den Sonnenstrahlen, den Blumen und Tautropfen zu spielen. Kleine Kinder mit dunkelm Haar, roten Lippen und dunkeln, brennenden Augen.

Endlich sahen die Eltern ein, daß jeder weitere Widerstand unvernünftig wäre. Sie gaben ihre Zustimmung, doch notgedrungen und ohne Freude. Die jungen Leute konnten ja nicht gegen den Willen der Eltern heiraten, da sie nichts hatten, wovon sie leben sollten. Er war in Reichtum und Kunstgenüssen groß geworden und konnte sich nicht einmal selbst auf das allereinfachste ernähren, geschweige denn andre. Und sie durfte ja weder kochen noch Staub fegen. Sie sollte für ihn leben, für ihn allein, und für nichts andres.

Sein Vater und seine Mutter betrachteten ihre Schwiegertochter Elsa mit Augen, die Elsa am ganzen Körper wie Brennesseln verbrannten; und wenn sie lächelten, tat ihr das Herz weh, als stäche man mit Stecknadeln hinein.

Ihre Eltern betrachteten den Schwiegersohn Heinz, wie ein Rechtgläubiger einen Heiden. Sein schwarzes Haar, seine leuchtenden Augen, seine vornehmen Bewegungen flößten ihnen das tiefste Mißtrauen ein. Er kam ihnen vor wie ein Wolf, der ihr weißes Lämmchen zerreißen wollte.

Die Hochzeit fand statt. Es fror Elsa in ihrem Brautkleid, als wäre es aus Schnee und Frost gewoben. Ihre Eltern sahen todtraurig aus und sprachen kein Wort. Die ganze Familie von Heinz war anwesend und breitete sich in Pomp und Pracht aus, so daß im Grunde kein Platz für andre war. Alle betrachteten Elsa wie einen Taschen-

dieb, der auf frischer Tat ertappt worden ist. Es schauderte sie. Sie sprachen so laut, die Worte klangen so zornig. Der eine wartete nicht, bis der andre fertig war. Beim Sprechen bewegten sie Arme und Hände. Sie stellten Fragen, die dieselbe Wirkung hatten, wie wenn sie mit den Händen ihren nackten Körper untersuchten und betasteten.

Als das Hochzeitsfest zu Ende war, fuhren die Neuvermählten in ihr Heim. Elsa war nicht mit dabei gewesen, als die Wohnung und die Einrichtung ausgesucht wurden. Das Ganze war ihre Morgengabe von Heinz, als Liebesgeschenk gedacht, mit Liebe und künstlerischem Verständnis gesammelt. An der Wand hingen Bilder von berühmten Künstlern — und Elsa verstand nicht, daß sie schön sein sollten. Auf den Fußböden lagen Teppiche mit Mustern, die ihr Angst einflößten, wunderlichen Mustern, die an unheimliche Träume erinnerten. Die Figuren an den schweren geschnitzten dunkeln Möbeln erschienen ihr wie Ungeheuer, die jeden Augenblick die Klauen nach ihr ausstrecken konnten. Sie wagte nicht, sich zu setzen. Heinz lachte sie ob ihrer Furchtsamkeit aus und führte sie in andre Zimmer, wo die Tische mit rotem und gelbem Marmor bekleidet und die Stühle vergoldet waren. Elsa zeigte jedoch keine Freude. Es fror sie, als sie den kalten Marmor berührte, und die vergoldeten Stühle erschienen ihr wie fremde, vornehme Damen, die sie höhnisch anstarrten.

Heinz zeigte ihr jeden Raum in der großen Wohnung. Als sie in die prächtige Küche kam, in deren Mitte der mit Marmorfliesen bekleidete Herd stand, und deren Wände mit Porzellan ausgelegt waren, preßte sie die Hände ineinander, und die Augen waren voll Tränen.

Und als Heinz die Dienstboten zusammenrief und der Frau des Hauses vorstellte, klammerte sie sich an seinen Arm, starr vor Schreck, überwältigt.

Elsa hatte den besten Willen, sich belehren zu lassen — sie wußte bloß nicht, wo sie anfangen sollte.

Heinz hatte ein Zimmer, das von der Decke bis zum Fußboden mit Büchern in Leder- und Pergamenteinbänden angefüllt war. War er ausgegangen, so nahm sie Buch auf Buch hervor und versuchte zu lesen, aber entweder waren die Werke in fremden Sprachen geschrieben, die sie nicht lesen konnte, oder sie handelten von Kunst und Wissenschaft, wovon sie nichts verstand, oder schilderten Menschen, die ihr ebenso fremd waren wie die Möbel in ihrer Wohnung.

Heinz belehrte sie früh und spät, wie sie sich benehmen sollte. Wünschte sie etwas, so sollte sie es nicht selber holen, sondern dem Diener oder dem Stubenmädchen klingeln. Gab sie einen Bescheid, so durfte sie nicht wie ein Bettler sprechen, der um ein Almosen bat. Saß sie bei Tisch, so durfte sie keine verstohlnen Blicke nach dem Diener senden, sondern mußte ihn behandeln wie eine unsichtbare Person, wie ein Möbel. Er zeigte ihr, wie sie eine Schleppe tragen, wie sie die Gäste unterhalten sollte. Er unterhielt sie. Und sie sah zu ihm auf wie zu einem Gott — einem Gott hoch oben in einem blauen, unendlichen Himmel.

Wenn er fort war, öffnete sie den großen Flügel, der sonst mit einer schweren Decke verhüllt war — so wie sie sich den Katafalk mit der Leiche eines Königs vorstellte — und fing an, ganz leise zu spielen, damit die Dienstboten es nicht hören sollten. Sie konnte nur Vaterlandsmelodien, Weihnachtslieder und solche Tänze spielen, wie die Kinder sie gern haben. Mit ihrer hellen, spröden Stimme sang sie dazu und war ganz glücklich. Sie träumte dabei von den kleinen Kindern, die nicht kommen durften, weil Heinz sich nichts aus Kindern machte. Kinder lärmten ja. In einem Hause, wo jedes Möbel ein Kunstgegenstand war,

und wo man der Kunst und dem Studium lebte, war kein Platz für Kinder.

Elsa fühlte, daß Heinz recht hatte. Sie kannte keine Stelle der Wohnung, wo Kinder hätten fröhlich spielen können. Nicht einmal in der Küche. Am allerwenigsten dort. Sie getraute sich ja selbst nicht hinein.

Heinz war unzufrieden mit ihr. Sie hatte ihm doch gesagt, sie verstände sich aufs Wirtschaften, aber es war nicht wahr. Sie konnte kein Menü zusammenstellen — was half es da, daß sie einen Braten zubereiten konnte! Oft stand sie vor dem gewaltigen Leinenschrank, wo Tücher und Laken aufgestapelt waren, mit breiten, purpurroten Seidenbändern umwunden. Das alles gehörte ihr, aber sie hegte die gleiche Ehrfurcht davor wie vor den Waren, die in den vornehmen Läden auf Wandbrettern lagen.

Wenn Heinz zu Hause war, saß er meist da, über Bücher oder Mappen mit Kunstblättern gebeugt. Anfangs hatte er ihr redlich lange Vorträge über griechische und römische Kunst gehalten, ihr den Unterschied zwischen chinesischen und europäischen Tonarten und Musikinstrumenten auseinandergesetzt, ihr vorgelesen aus Spinoza und den modernen Philosophen; wenn er aber sah, daß ihre Lider schwer von Müdigkeit wurden, und er merkte, daß sie doch nichts verstand, dann schlug er das Buch ärgerlich zu und sprach stundenlang nicht mit ihr. Einmal nahm er sie mit auf eine Reise durch Italien. Als er jedoch sah, wie sie vor den größten Kunstwerken heimlich gähnte und sich, trotz seiner Sorgfalt, den Unterschied zwischen florentinischer und venezianischer Kunst nicht beibringen ließ, ja Guido Reni den Vorzug vor Mantegna zu geben schien, da ließ er sie im Hotel sitzen, während er selbst den Tag in Museen und Kirchen verbrachte.

Sie kamen nach Neapel, und es bereitete Elsa das größte Vergnügen, zu sehen, wie die Leute große Koch-

gefäße mitten auf dem Markt aufstellten und glühendheiße Makkaroni mit den Fingern verschlangen. Eines Tages kaufte sie eine Tüte mit den winzigen Fischchen, die vom Meeresgrund heraufgezogen und mit Schuppen und Eingeweiden in Öl gekocht werden. Aber Heinz wandte sich ab und schämte sich ihrer. Wenn sie an spielenden Kindern vorbeikamen, mußte Elsa lächelnd stehen bleiben; sie strich ihnen jedoch nicht mehr übers Haar, seitdem Heinz gesagt hatte: „Zieh die Handschuhe aus, und wirf sie fort! Du weißt nicht, mit was für garstigen Krankheiten die schmutzigen Gören behaftet sind!"

Oftmals am Tage wurde Heinz ärgerlich auf sie. Wenn er am allerzornigsten war, sagte er: „Aber du kannst ja nicht dafür, du bist dumm. Es ist mein eigner Fehler, daß ich mir eingebildet habe, du wärest empfänglich für Kultur!" Da brach Elsa auf offner Straße in Tränen aus, was ihn noch mehr aufbrachte: „Wenn du eine Szene aufführen willst, könntest du doch wenigstens so viel Takt haben zu warten, bis wir allein sind!" Und wenn sie im Hotel weinte und sich damit verteidigte, sie habe wirklich nie gesagt, sie sei klug oder kultiviert oder tüchtig, dann schalt er so lange und mit so vielen bösen Worten, daß sie dachte: Wenn er mich doch lieber schlagen möchte!

Saßen sie aber im Restaurant, so lächelte er mild, unterhielt sie unaufhörlich und flüsterte: „Sei so gut, die Märtyrermiene abzulegen. Ich wünsche nicht, daß Fremde Zeugen unsrer häuslichen Auftritte sind!" Und sie lächelte, mit starren Augen und verzerrtem Munde.

Sie kehrten heim, und nichts änderte sich. — Er ist meiner überdrüssig! dachte Elsa. — Ich langweile ihn! Seine Familie kam zu Besuch, und Elsa wußte nicht, wie sie stehen und gehen sollte, um den Verwandten zu gefallen.

„Da siehst du's!" erklärte der Vater. „Was hab ich

gesagt? Sie hat weder Temperament noch Verstand. Nicht einmal Kinder kriegt sie. Zu nichts ist sie zu gebrauchen. Armer Junge – aber wie man sich bettet, so schläft man!" Heinz erwiderte: „Ich habe mich nicht beklagt und wünsche nicht, bedauert zu werden!" – „Man hat doch Augen im Kopf, zu sehen!" sagte der Vater und ging gekränkt fort.

Eines Tages faßte Elsa einen heldenmütigen Entschluß. Aber es dauerte eine ganze Woche, bevor sie die Worte über die Lippen brachte, so heftig klopfte ihr das Herz, sooft sie anfangen wollte zu sprechen. Heinz sah, daß sie blaß war und matte, übernächtigte Augen hatte. – „Was ist dir? Bist du krank, dann geh zum Arzt!"

Elsa beugte den Kopf: „Möchtest du mich nicht am liebsten los sein, Heinz? Ich glaube, es wäre besser für dich, wenn du eine andre Frau bekämst – – – eine, die dir ähnlich ist, und die dich versteht. Ich langweile dich bloß, und du hast mich nicht mehr lieb, das weiß ich. Ich habe ein ganzes halbes Jahr Krankenpflege gelernt, und alle haben gesagt, ich eignete mich hervorragend dazu. Aber du bist ja nie krank . . . Ja, ich meine, ich könnte richtige Krankenpflegerin werden. Denn hierher passe ich doch nicht. Ich werde nie so recht gebildet oder kultiviert werden und auch keine Dame. Eine Krankenschwester braucht das alles nicht . . ."

Sie hörte selbst heraus, wie arm die Worte klangen, ganz anders, als sie es sich gedacht, ganz anders, als sie es aus ihrem Herzen herausgeweint hatte.

Heinz nahm ein Buch vom Bücherbrett, blätterte darin und antwortete ihr: „Es ist sehr liebenswürdig von dir, so zu denken, aber ich wünsche nun einmal nicht, den Leuten Stoff zum Skandal zu liefern. Im übrigen, danke schön. Wie man sich bettet, so schläft man!"

Und die Zeit verstrich. Elsa saß in den Zimmern mit einer Stickarbeit, die nie fertig wurde, weil sie zu sticken

vergaß. Wenn Heinz fort war, studierte sie das Konversationslexikon, worin alle die schwierigen Worte standen, ja sie lernte ganze Spalten mühsam auswendig. Aber wenn sie anwenden wollte, was sie gelernt hatte, klopfte ihr Herz so stark, daß sie schweigen mußte und ein dummes Gesicht machte.

„Natürlich melde ich mich als Freiwilliger!" Sein Gesicht war fahl wie ein welkes Blatt. Aber das sah Elsa nicht. Sie hörte nur die Worte, und in ihr sang es: Er ist ein Held! Ein Held! Er brauchte ja nicht mitzuziehn, obwohl er Reserveoffizier war. Der kleine Herzklappenfehler, den der Hausarzt gleich nach Ausbruch des Krieges festgestellt hatte, befreite ihn von jeder Verpflichtung. Und doch wollte er sich als Freiwilliger melden!

Stolz und ängstlich führte sie seine Hand an ihre Lippen „Du bist so mutig, Heinz!" Er riß sich los und schloß sich mit seinen Büchern ein.

Er versuchte zu lesen. Es war unmöglich. Die Buchstaben wurden zu Heeresmassen, die gegeneinander vorwärtsstampften. Das Rascheln der Blätter wurde zu Schrapnellfeuer. Das Summen der Fliegen war für ihn das scharfe Zischen von Kugeln, die ihm um Augen und Ohren pfiffen. Bajonette zielten nach seinem Herzen. Aus Wunden von vermeintlichen Säbelhieben strömte Blut.

Mit spöttischem Lächeln und verzerrtem Gesicht las er die Novelle von dem jungen Mann, der aus Angst vor einem Duell Selbstmord beging.

Am nächsten Tage meldete er sich, und sein Name kam auf die Millionenliste der Freiwilligen. Zwei Monate verbrachte er in Spannung. Eines Tages hielt er die Einberufungsorder in den Händen: Er war zum Kommandanten eines Lazaretts tief im Gebirge ernannt worden.

Er war allein, und Elsa sah nicht, wie die Tränen der

Befreiung ihm aus den Augen stürzten. Sie sah ihn nicht im Zimmer herumrennen wie ein ungezogner Junge. Sah ihn nicht Bock springen über Tisch und Stühle, so daß kostbare Bronzen umfielen. Sie sah ihn nicht Ball spielen mit kunstgeschichtlichen Werken, ohne sich darum zu kümmern, daß sie zu Boden fielen und Eselsohren auf allen ihren Büttenpapierblättern bekamen. Sie sah ihn nicht mit den Fingern schnippen.

Sie hörte ihn bloß in trocknen, gleichgültigen Worten berichten, daß er mit dem Abendzug auf unbestimmte Zeit fortreise. Er sei als Lazarettkommandant da und dahin einberufen worden.

Elsa rang nach Atem: „Ist es dann nicht das beste, daß wir deine Eltern bitten, sich des Hauses anzunehmen, während wir fort sind?"

„Wir? Wer spricht von dir? Du bleibst natürlich hier und sorgst dafür, daß die Dienstboten ihre Pflicht tun!"

Aber Frau Elsa antwortete, in einem neuen Ton, der nicht trotzig und auch nicht lustig war, und der doch wirkte, als hätte sie unter seiner Nase eine chinesische Pistole abgefeuert: „Nein, ich geh mit . . . um dir zu helfen!"

Seine Einwände schien sie überhaupt nicht zu hören, oder vielleicht vergaß er, sie anzubringen. Im Nu war sie verschwunden. Oben auf dem Speicher stand noch ein kleiner Koffer, der nie ausgepackt worden war. Der hatte dagestanden, solange Elsa Frau war. Darin war ihre Krankenschwesterntracht, die ihr ans Herz gewachsen war, weil sie sich in ihr tüchtig und nützlich gefühlt hatte. Und darin lag auch das Kleid, das sie an jenem Tag im Walde getragen hatte, vor sieben und vier Jahren.

Sie rechnete immer selbst mit sieben Jahren, der Wartezeit, und dann den Jahren, die darauf folgten, und in denen sie im Ernst ihre Dummheit und ihre Mängel in

Kultur und Wissen empfunden hatte. Das waren jetzt vier Jahre. Vier und sieben sind elf. Und das Kleid war damals nicht neu und nicht modern.

Oben in den Koffer packte sie eine Okarina aus gebranntem schwarzem Ton und etwas feine Wäsche, denn Heinz konnte den Anblick des groben Stoffs nicht ertragen, den ihre Mutter ihr zu nähen pflegte.

Beim Mittagstisch sagte Heinz: „Du hast mich wohl verstanden, es ist keine Rede davon, daß du mitfährst!" Sie nickte zum Zeichen, daß sie verstanden habe.

Als jedoch der Wagen vorfuhr, stand sie plötzlich neben ihm, reichte dem Diener den kleinen Koffer und schlüpfte hinein.

„Bist du denn ganz von Sinnen?" Elsa schloß ihre Jacke, rückte den Schleier zurecht und fing langsam an, ihre Handschuhe zuzuknöpfen.

Der Tag und die Nacht vergingen. Man stieg ein paarmal um, schoß in die Schlangenwindungen der Tunnels hinein und kam in blendende Landschaften hinaus. Die Luft wurde leicht und hell. Die Tannenwälder verschwanden im Schnee. Langsam stieg man empor. Unten im Tal sah man die einzelnen Dörfer nur wie Spatzenschwärme auf einem Schneefeld. Jetzt hielt der Zug. Der Kommandant und seine Frau wurden zum Lazarett geführt.

Heinz nahm eine Miene an, als wäre er sein ganzes Leben lang Lazarettkommandant gewesen. Er erwartete, eine Kaserne oder Baracke zu finden, und fand ein Jagdschloß. Man führte ihn gleich ins Büro. Er stutzte. So viel Unordnung auf einem Fleck hatte er nur in den Antiquitätenläden kleiner italienischer Städte gesehn. Überall Papierstapel, auf Fußboden, Stühlen, Tischen verstreut, auf Fensterbrettern aufgehäuft, auf die mächtigen Hirschgeweihe an den Wänden gespießt.

Der Kommandant, hieß es, werde wohl so freundlich sein, das Büro spätestens um acht Uhr abends zu verlassen, denn in der Nacht schliefen hier ein paar Unteroffiziere.

Und nun begann der Kommandant, mit derselben kundigen und langsamen Sorgfalt in den Papieren zu stöbern, mit der er die Mappen mit Kupferstichen zu durchblättern pflegte. Der Stabsarzt und der Ökonom kamen, um ihm ihre Aufwartung zu machen und ihm Klagen und Beschwerden vorzutragen. Ein Telegramm meldete, daß ein neuer Verwundetentransport unterwegs sei. Ferner erfuhr er von einem vereinzelten Cholerafall, der nach dem letzten Transport aufgetreten war. Der Kommandant könne sich leicht davon überzeugen, daß das Lazarett bereits überfüllt sei. Man habe versäumt, beizeiten Meldung zu erstatten, nun sei es zu spät. Und in der Küche könne man doch keine Verwundeten unterbringen. Der Arzt und der Ökonom fingen an, sich über die Verpflegung zu zanken.

Der Kommandant bat, nach seiner Wohnung geführt zu werden. Man habe für alles gesorgt und das letzte Zimmer mit Beschlag belegt, das in dem Dorfwirtshaus noch frei war. Es sei nur eine kleine halbe Stunde weit vom Schloß. Am Tage sei der Weg leicht zu finden. Abends seien Laterne und Stock notwendig.

Das Zimmer war, wie sich herausstellte, eine Kammer mit zwei schmalen Betten und einem rauchenden Ofen auf drei Beinen. Elsa packte aus und hängte die Kleider auf die rostigen Nägel, die einen Kleiderschrank ersetzten. Heinz stand am Fenster und starrte auf die Berge hinaus. Er konnte nicht ins reine mit sich kommen, an welchen Maler ihn die Landschaft erinnerte. Als er sich umdrehte, stand Elsa in ihrer blauen Hospitaltracht da, mit der Haube auf dem Kopf. Sie verneigte sich schelmisch: „Der Herr Kommandant befehlen?"

„Was soll das heißen? Beabsichtigst du, in dieser Kleidung Komödie zu spielen?"

Elsa antwortete mit einer Frage: „Meinst du nicht, daß es am besten wäre, all die vergoldeten Möbel auf den Speicher zu schaffen?"

„Vergoldete Möbel? Redest du irre?"

„Nein, ich meine nur, dann ist Platz für mehr Betten. Sie werden auch leicht beschädigt werden . . ."

„Weißt du, ob ein Speicher vorhanden und ob auf dem Speicher Platz ist?"

Elsa nickte: „Meinst du nicht, daß es das beste wäre, die am schwersten verwundeten Leute nach Süden zu legen? Die, die anfangen aufzustehn, können ja selbst die Sonne aufsuchen . . ."

„Was weißt du davon, wo die Schwerverwundeten liegen sollen oder nicht?"

„Während du im Büro warst, bin ich durch das ganze Schloß gelaufen, und da ists mir eingefallen . . ."

„Ist dir noch mehr eingefallen?" Der Ton war spöttisch, aber der Blick glitt unsicher über Elsas Gestalt hin: Merkwürdig, wie gut dieses Baumwollkleid zu ihrer hellen Haut stand!

„Wenn du nichts dagegen hast, würde ich dir vorschlagen, die Betten so zu drehen, daß die Kranken den Himmel sehn können, ohne den Kopf zu wenden."

„Sooo! Noch etwas?"

„In einem der Säle hängt ein Gemälde, das den Kopf des Johannes auf einer silbernen Schüssel darstellt, und ein andres mit einem Mann, der gerädert wird . . . Findest du nicht, daß die weggenommen werden sollten?"

„Und?"

„In einem kleinen Kabinett, wo nur Platz für vier ist, steht ein Klavier. Wenn das in den Rittersaal hinübergebracht würde, könnten viel mehr Menschen Freude davon haben."

„Hast du nicht noch mehr kleine Wünsche?"

„Im Augenblick nicht – aber ich überlege, wie wir Platz für die Verwundeten schaffen werden, die heute abend kommen . . . Der Schornstein vom Kamin im Rittersaal geht zum Dach hinauf. Wenn man auf dem Speicher ein Loch in den Schornstein schlüge und einen Ofen aufstellte, läßt sich der Speicher als Schlafsaal für Rekonvaleszenten gebrauchen. Wir legen die Teppiche übereinander, so daß Matratze und Unterbett entbehrlich sind, Laken sind genug vorhanden, und zum Bedecken können wir Soldatenmäntel nehmen . . ."

„Du redest, wie dus verstehst . . ."

Doch bis zum Abend war alles, was Elsa vorgeschlagen hatte, ausgeführt.

Im Laufe von zwei Wochen gelangte Heinz zu der Selbsterkenntnis, daß er ohne Elsa in Unehren von dem Posten als Lazarettkommandant hätte zurücktreten müssen. Er gestand es nicht aus freien Stücken, und Elsa erfuhr nichts von seinem Eingeständnis.

„Heinz!" Er sah auf von den Rechnungen, in die er noch keine Ordnung hatte bringen können. – „Hast du etwas dagegen, daß ich heute nacht hier bleibe?"

„Du? Hier? Heute nacht?"

Elsa sah ganz schuldbewußt aus: „Da ist . . . ein junger Mann . . . Der Stabsarzt meint, er werde die Nacht nicht überleben . . . Ein doppelter Lungenschuß ist es, du weißt . . . Blutvergiftung . . . und Lungenentzündung . . ."

„Und da hast du vielleicht gedacht, bei ihm zu wachen? Das sähe dir ähnlich! Aber ich muß dich bitten, nicht zu vergessen, daß ich hier zu sagen habe. Ich wünsche nicht, um deiner Dummheit willen zum Narren zu werden!"

Elsa kam näher, ganz nah heran. Sie hob die Hand und legte sie auf seinen Mund: „Heinz – hier kommt es

nicht darauf an, wer klug und wer dumm ist, sondern wer demjenigen helfen kann, dem Hilfe nottut . . . Ich bleibe heute nacht hier!"

Er war so überwältigt, daß er nicht gleich sprechen konnte, als sie die Hand fortnahm. Es war ihm, als hätte sie die Worte eingeschlossen und die Tür ins Schloß geworfen.

Endlich faßte er sich: „Du allein — unter hundertundfünfzig Männern! Ich müßte ein Bube sein, wenn ich es zuließe!"

Elsa lächelte: „Eine Frau, die unter dem Schutz von hundertundfünfzig Männern steht, braucht nichts zu befürchten . . ."

Er fand keine Worte. Er war außer sich. Eine Wut, wie er sie seit den frühsten Kinderjahren nicht gekannt hatte, quoll in ihm auf. Er hatte Lust, ihre Hände zu packen, sie auf die Knie zu zwingen, sie weinen zu sehen, sie um Gnade bitten zu hören . . .

Aber hold und furchtlos stand sie vor ihm in ihrem blauen Baumwollkleid mit dem weißen Kopftuch um das blonde Haar. Und nun geschah das Unerwartete: sie führte seine Hand an ihre Lippen, hauchte einen Kuß darauf und verschwand.

In dieser Nacht war es ihm unmöglich zu schlafen. Das Bett war hart wie Stein und das Zimmer so voll Rauch, daß er die Fenster aufstoßen und den sausenden, kalten Gebirgswind hereinlassen mußte, aber seine Gedanken beschäftigten sich wild mit unrichtigen Berechnungen, ansteckenden Krankheiten, vergessenen Meldungen und — Elsa.

Immer wieder sah er sie vor sich, wie sie zwischen den Kranken umherging. Summend und lächelnd verband sie die garstigsten Wunden. Sie, die sich, wenn er in der Nähe war, nie getraut hatte, das Klavier zu öffnen, setzte

sich in jeder freien Stunde hin und spielte und sang vor einem Saal voll lauschender Männer.

Wenn der Stabsarzt ihr befahl, einen Spaziergang zu machen, um Kräfte zu sammeln, nahm sie alle Rekonvaleszenten mit, die sich nur von der Stelle schleppen konnten. Zwischen den Bergwänden erklang das Lachen der Leute um die Wette mit ihrem fröhlichen Okarinagepfeif.

Bald stand sie als Blindekuh mit verbundnen Augen im Kreise von Männern, die sich alle auf Stöcke oder Krücken stützten, bald sang sie ihnen Volkslieder vor, unermüdlich, bis alle einfielen und den Refrain mitsangen.

Bald stand sie auf der obersten Treppenstufe, gebieterisch und strahlend, und hörte den Erklärungen zweier streitenden Männer zu – worauf sie den Zwist entschied. Und ihre Entscheidung war endgültig.

Bald war sie unten im Keller und sagte dem Ökonomen Schmeicheleien, bis er nachgab und genau die Gerichte zubereitete, die sie wünschte, und genau auf die Art, die sie angab. Die Folge war, daß die Verwundeten, die früher oft halbe Portionen wieder hatten zurückwandern lassen, jetzt nach jeder Mahlzeit den Küchenchef hochleben ließen.

Kam es dennoch vor, daß die Butter ranzig war und das Kriegsbrot schwer, so ging sie allen mit dem lustigsten Appetit voran.

Viele von den Verwundeten hatten Monate gelegen und konnten darauf gefaßt sein, noch Monate zu liegen. Sie langweilten sich. Aber Elsa ließ ihnen keine Zeit, sich zu langweilen. Sie schaffte Häkelnadeln und Stricknadeln an, Wolle und Stramin, und bald war die Handarbeitsschule in vollem Betrieb.

Familienväter strickten Fausthandschuhe für ihre kleinen Söhne, stickten Nadelkissen mit Kreuzstich für ihre Frauen – junge ledige Männer strickten sich selbst eine Weste.

Sie veranstaltete Wettkämpfe, wer am schnellsten eine bestimmte Anzahl Nadeln stricken könnte, ohne Maschen fallen zu lassen.

Sie las ihnen vor, während sie arbeiteten, und ihr dünnes Stimmchen war in den entferntesten Winkeln des Saales zu hören, so andächtig war die Stille. Diejenigen Kranken, die sich nicht bewegen konnten, beobachteten die ungeschickten Versuche der andern. Elsa selbst sagte, ein Mann, der stricken lerne, erinnere an ein Storchenjunges, das Unterricht im Fliegen bekommt.

Heinz wußte von alledem. Nicht weil er selbst viel davon sah. Seine Würde verbot es ihm, sich auf einen so kameradschaftlichen Fuß mit den Verwundeten zu stellen, aber die Wände hatten Ohren und die Ärzte einen Mund.

. . . Nun saß sie allein in dem Stübchen, in das man den fieberkranken Mann gebracht hatte, damit er sterben könnte, ohne den Schlaf der andern zu stören. Allein mit einem Sterbenden. Elsa, die sich fürchtete, durch ein dunkles Zimmer zu gehn!

Er umfaßte mit beiden Händen seine Stirn, als könnte ihm das helfen, besser zu verstehen, was er nicht begreifen konnte.

An Schlaf war nicht zu denken. Vor Tagesanbruch stand er auf und eilte auf dem Bergpfad zum Lazarett. Je näher er kam, desto fester war er überzeugt davon, daß ein Unglück geschehen war. Die Luft war eiskalt, aber der Schweiß troff über sein Gesicht. Worauf konnte so ein fiebernder Sterbender nicht verfallen!

Er stürzte durch die Vorhalle, durch den Rittersaal, vorbei an den Bettreihen mit den verwundert starrenden Kranken. Er vergaß, Guten Morgen zu sagen. Als er das kleine Turmzimmer erreichte, wo er Elsa wußte, blieb er jäh stehen. So heftig klopfte sein Herz, daß er die Tür nicht zu öffnen wagte. Er versuchte zu lauschen, aber das

Hämmern seines eignen Herzens war der einzige Laut, den er vernahm. Wieder und wieder legte er die Hand auf die Türklinke und ließ sie wieder los. Es näherte sich jemand und brach den Zauberring der Angst. Behutsam öffnete er die Tür.

. . . Dort auf dem Bettrand saß Elsa – schlafend. In ihrem Schoß lag das Haupt des Toten. Ihre Hände waren auf seine Brust gesunken.

Da kniete Heinz zum erstenmal in seinem Leben nieder, und er flüsterte das eine Wort: „Vergib!"

Und die Sonne ging auf über dem Glücke zweier Menschen.

Der letzte Brief

Mein lieber, einziger Sohn,

dies schreibe ich Dir, während Du die letzte Nacht unter dem heimatlichen Dache schläfst. Ich habe Dir meinen Segen gegeben und seh Dich nicht mehr vor Deiner Abfahrt. Wenn Joseph Dir Deine Reiserequisiten ins Kupee gereicht hat und der Zug im Begriff ist, sich in Bewegung zu setzen, dann wird er Dir meinen Brief geben. Dann und nicht eher. Du sollst ihn unterwegs so oft lesen, bis der Inhalt sich fest in Dein Bewußtsein eingebrannt hat, so daß Du ihn nie vergessen, nie loswerden kannst. Die Summe meines Lebens ists, nicht mehr und nicht weniger. Wenn Du den Brief gelesen hast, so hast Du die Geheimkammer meines innersten Wesens betreten und erfahren, was kein andrer auch nur ahnte.

Hast Du ihn gelesen, so daß Du ihn nicht wieder zu vergessen vermagst, so bitte ich Dich, ihn an Deinem Herzen zu verwahren: er ist das Liebesamulett, das die Mutter ihrem einzigen Sohne mitgibt.

Vor vielen Jahren einmal — Du warst noch nicht geboren, wurdest aber erwartet — riß ich mich an einem Rosendorn. Die Hand schwoll an, und ich litt große Schmerzen. Der alte Dorfdoktor pfuschte so lange an mir herum, bis Knochenfraß eintrat. Er riet mir, den Finger abnehmen zu lassen. Ich fragte, ob Gefahr für Blutvergiftung bestehe. Er antwortete, das glaube er nicht, die

Schmerzen bei der Behandlung seien jedoch so unerträglich, daß ich lieber den Finger opfern solle. Damals spielte ich Geige – von mir hast Du Deinen Drang nach Musik – und ich weigerte mich. Doch ich sah ein, daß der Arzt nichts ausrichten konnte, und übernahm selber die Behandlung. Dein Vater wurde ohnmächtig das einzige Mal, als ich ihn bat, die Hand zu halten, während ich in die widerwärtig eiternde Wunde hineinschnitt. Später nahm ich niemanden zu Hilfe. Ich selbst schnitt, sooft es nötig war. Und mit glühendem Eisen brannte ich die Wunde aus. Aber es kostete mich Überwindung, und der Schmerz war sehr heftig.

Doch dieser Schmerz, der den bei Deiner Geburt weit überstieg, ist nichtig gegen den Schmerz, der mich veranlaßt, jetzt an Dich zu schreiben. Daraus wirst Du ersehen können, wie notwendig dieser Brief mir erscheint, wie schwer er mir auf dem Herzen liegt.

Hunderttausende von Müttern opfern in diesen Tagen ihre teure Leibesfrucht zur Errettung des Vaterlandes, und ich darf wohl sagen, daß jede dieser Mütter mit Jubel ihre Brust vor den todbringenden Kugeln des Feindes entblößen würde, wenn sie dadurch den Sohn beschützen könnte. Ich, Leo, bin anders. Hätte ich tausend Leben, und könnte ich, indem ich sie alle unter langsamer Marter opferte, erreichen, daß Du würdest, wie ich mir meinen Sohn wünsche – ich zögerte keinen Augenblick. Vermöchte aber ein bloßer Wink meiner Hand Dich davon zu befreien, mit in den Krieg zu ziehn, ich ließe die Hand verdorren, ehe ich diesen Wink gäbe.

Meine Liebe ist nicht geringer als die jener Mütter, aber meine Anforderungen an meinen Sohn sind größer.

Du hast Deinen Vater nie gesehn, aber sein Bild hat

Dich durch Deine Kindheit begleitet. Du gleichst ihm, hast seine weichen Züge, ja Du bist noch mehr Träumer, als er es war. Ich habe ihn geliebt, Leo, und Du bist dieser Liebe entsprungen. Als ich ihn beim Anblick meiner kranken Hand umsinken sah, dachte ich nur: So innig liebt er mich. Später verstand ich.

Du hast mich einmal gefragt, warum ich den einen halben Flügel unsres Hauses als Ruine liegen ließe; ich antwortete nicht, und Du fragtest nicht mehr; Du wußtest, daß es nutzlos war zu fragen.

Wenn Du lange genug zwischen den verkohlten Balken suchen würdest, so würdest Du die erstorbne Liebe Deiner Mutter finden.

Ich kann Dir nicht sagen, ob ich von Geburt mutig bin, oder ob ich meinen Mut einem ausgeprägten Gefühl für Recht und Unrecht verdanke. Als Kind sah ich einen wütenden Stier einem alten, halbblinden Viehknecht zu Leibe gehn. Die Ungleichheit des Kampfes brachte mich zur Verzweiflung. Ich stürzte mit einer Sense, auf die mein Blick zufällig fiel, auf das Tier zu — und traf so merkwürdig glücklich, daß es auf der Stelle umsank. Es hätte mir das Leben kosten können, und das Leben war mir damals teuer; aber ich siegte kraft meines Glaubens an die Gerechtigkeit meiner Sache.

Als sechzehnjähriges Mädchen wurde ich in unserm eignen Wald von einem Landstreicher überfallen. Er bat um Geld. Ich erbot mich, ihm den Weg zum Gut zu zeigen, und versprach ihm Mittagessen und vielleicht Arbeit. Wir gingen zusammen. Plötzlich sprang er auf mich los. Nicht meine körperliche Stärke rettete mich, sondern die Überlegenheit, die der Zorn mir verlieh.

Ich verprügelte ihn, als wäre ich ein Stallknecht gewesen und er ein armer Idiot, der sich nicht zur Wehr

setzen konnte. Hernach aber reichte ich ihm die Hand und nahm ihn mit nach Hause. Er war mehrere Jahre bei uns Arbeiter, und niemand erfuhr von unsrer Angelegenheit. Jedesmal wenn er mich sah, nahmen seine Augen denselben erstaunten Ausdruck an wie an jenem Tag im Walde.

Vor Toten fürchtete ich mich. Die Kälte, die von einer Leiche ausströmte, erfüllte mich mit panischer Angst. Willst Du wissen, wie ich sie überwand?

Wir hatten auf dem Gut einen alten Sonderling, der keine nützliche Arbeit verrichten konnte, ja sich nicht einmal selbst sauber zu halten vermochte. Er aß das Gnadenbrot, wie es heißt. Die andern Knechte und Mägde mieden ihn, weil er mit Ungeziefer behaftet war. Er bekam sein Essen in einem irdenen Topf und saß damit auf einer Steintreppe. Als er starb, entstand Streit darüber, wer ihn reinigen und für den Sarg einkleiden solle. Ich übernahm es. Ich war dreizehn Jahre. Meine Eltern wollten mich auf die Probe stellen und willigten ein.

Leo — fängst Du an, meine Strenge gegen Dich zu verstehen?

Du erhebst nie Einwände gegen meine Forderungen. Du fügst Dich ihnen, wie einer stärkeren Naturmacht, doch ihre Berechtigung ist nie in Deinen Sinn gedrungen.

Hätte ich ein Mädchen zur Welt gebracht, so hätte ich es gewiß nicht dazu erzogen, Tapferkeit zu zeigen oder männliche Kraft. Ich träumte nur von einem Mädchen. Und ich liebte Deinen Vater so innig, daß ich mir unser kleines Mädchen als sein Abbild vorstellte. Das ist eine Schuld Dir gegenüber, die ich nicht verteidigen kann. Wer vermag die Wirkung zu erforschen, die die Gedanken und Träume der Schwangern auf das Wesen haben, das sie zur Welt bringen soll?

Es wurde ein Sohn. Und von dem Augenblick an, als Du zum erstenmal an meine Brust gelegt wurdest und ich Dein zartes Wimmern darüber hörte, daß Du nicht den Weg fandest zu dem Saft, der dein Leben erhalten und Dich wachsen lassen sollte — von diesem Augenblick an wußte ich, daß ich Dich zu einem Manne erziehen würde. Die Weichheit und Unentschlossenheit Deines Vaters sollten bei Dir nicht wiederkehren.

Glaubst Du, ich hätte einen einzigen Augenblick Stolz über das empfunden, dem viele Frauen ihr Liebesglück opfern: die Stärkere zu sein? Ich war die Stärkere. Und hatte nur den einen Wunsch — die Schwache zu sein, beschützt, belehrt, beherrscht zu werden.

Dein Vater war hoch begabt — noch mehr als Du — und er hatte den besten Willen, in allen Dingen und allen Menschen gegenüber richtig zu handeln. Er war, was man „gut" nennt. Für ihn gab es keinen Unterschied zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht. Für ihn war der Verbrecher — der sich sowohl gegen die Menschen wie gegen die Gesetze der Moral vergeht — ebenso wertvoll wie der Rechtschaffne. Damit beging er viel Unrecht, gegenüber vielen. Aber davon will ich nicht reden. Du sollst es nur wissen, um zu verstehen, warum ich die Zügel ergriff. Ich war nicht bloß die Frau des Gutsbesitzers, ich war der Herr des Gutes im allereigentlichsten Sinne.

Die meisten Tränen, die ich mir gegönnt habe, sind aus diesem Grunde geweint worden.

Dein Vater liebte mich. Ich war für ihn sicherlich nicht das Ideal eines Weibes; aber so wenig es ihm einfiel, ein Pferd oder einen Hund abzurichten, so wenig es ihm einfiel, fremde Menschen umzuformen, so wenig dachte er daran, mich zu ändern. Ich versuchte, seinen Zorn zu erregen, und erreichte nur, ihn klagend, gekränkt zu sehn.

Alle plötzlichen Laute machten Dich nervös. Ein raschelndes Blatt, ein Vogelpfiff, Hundegebell ließ Dich in der Wiege zusammenfahren, und Du fingst an zu schreien. Ich ließ Deine Wiege auf den Hof stellen, wenn die Hunde und das Kleinvieh gefüttert wurden. Ich beobachtete Dich, während der Donner krachte, und gelobte mir, wenn Du größer würdest, Deine Furcht zu bezwingen.

Ich dachte nicht daran, einen Helden aus Dir zu machen, aber einen Mann. Du solltest werden, was dein Vater nicht war: ein Mann.

Dein Vater war Spieler. Ich glaube nicht, daß irgendein Laster außer der Feigheit in seiner Natur lag; aber die Schwäche, der Urgrund der Feigheit, machte den Erdboden geeignet für jedes Laster, das der Zufall hineinsäte. Er wurde Spieler, weil man dort in der Gegend spielte.

Halte mich nicht für einen solchen Sklaven von Gold und Gut, daß ich den Werten nachweinte, die er durch seine Verluste Dir und mir raubte. Im Gegenteil. Ich wachte darüber, daß die Felder nicht versäumt und die Wälder gegen vorzeitigen Holzschlag geschützt wurden, daß der Gutsbestand in ordentlicher Verfassung war und das Haus verwaltet wurde, wie es sich geziemte. Ich warnte Deinen Vater vor den Folgen der Spielleidenschaft, legte ihm aber kein Hindernis in den Weg. Wäre es dazu gekommen, daß er alles verspielt hätte, und wir von Haus und Hof hätten fortziehen müssen, es hätte mich keine Träne gekostet. Denn — so dachte ich — vielleicht war das Elend der Armut gerade die Ingredienz, die einen Mann aus ihm machen konnte.

Aber er hinterging mich. Ich will und kann es nicht über die Lippen bringen, Dir, dem Sohne, zu erzählen, was er verbrach. Ich habe ihm verziehen, denn er verstand den Umfang seines Unrechts nicht.

Wir waren fünf Jahre verheiratet, bevor Du geboren wurdest. Du warst kaum zwei Jahre, als der Brand ausbrach. Wir schliefen wie gewöhnlich im Erdgeschoß. Du zahntest und warst mit dem Kindermädchen nach oben gezogen, weil Dein Schreien Deinen Vater am Schlaf hinderte.

Das Dach stürzte ein. Von innen her war der Weg versperrt. Die Treppe stand in Flammen. Kein Mensch hatte durch den Rauch zu dringen vermocht. Alles war Verwirrung. Die Leute rannten sinnlos umher und schrien und riefen, ohne Hilfe zu leisten. Eine Leiter wurde angesetzt, aber niemand wagte sich ins Feuer hinein. Zitternd wie Espenlaub stand Dein Vater am Fuße der Leiter. Er fuhr fort, Deinen Namen zu rufen, als ob er erwarte, daß Du selber den Weg finden werdest.

Da bat ich ihn, sein Leben aufs Spiel zu setzen, um unser Kind zu retten . . .

Er kletterte die Leiter hinauf. Sekunden . . . Sekunden blieb er aus; dann kam er zurück . . . allein. Schreiend sprang er auf den Hof hinab. Er hatte sich die Hände verbrannt. Darum schrie er, darum sprang er und brach das Bein.

Ich rief nach Wasser — ich wollte mein Nachtkleid übergießen — niemand verstand mich.

Eine nackte Frau mit einem nackten Kind im Arm und das Haar in Brand klomm die Leiter herab. Der Leichnam des Mädchens lag oberhalb der Treppe.

Es war mein Entschluß, dies Ereignis vor Dir geheim zu halten. Darum entließ ich alle Dienstboten, darum erzog ich Dich zuerst allein und schickte Dich später weit von der Heimat weg. Darum erfuhrst Du nicht den wahren Grund, warum ich eine Perücke tragen mußte. Doch nun antworte mir, habe ich mir nicht mit ehrlichen Waffen das Mutterrecht an Dir erkämpft?

Verstehst Du jetzt, warum ich mich von Deinem Vater scheiden ließ? Ich wollte ihm das Dasein nicht unerträglich machen, indem ich ihn unter dem Druck einer Verachtung leben ließ, die ich nicht verbergen konnte. Außerdem — wollte ich nicht mehr Kinder nach seinem Bilde zur Welt bringen.

Ich bin streng zu Dir gewesen. Oft hart. Aber meine Härte hab ich hundertfach gesühnt, indem ich merkte, wie sich Dein sanfter Sinn langsam von mir abwandte.

Mit Deiner Ängstlichkeit wurde ich nie fertig, aber ich lehrte Dich die stolze Kunst der Selbstüberwindung.

Entsinnst Du Dich jenes Oktoberabends, als ich Dich bei der Hand nahm und tief in den Wald führte? Deine zarte Hand preßte die meine so fest, so fest. Wir hörten den Sturm Äste und Stämme zerbrechen. Selbst die Tiere rannten in Furcht umher. Ich befahl Dir, die ganze lange Nacht zwischen den Bäumen zu bleiben — und ich verließ Dich, obwohl mein Herz zusammengeschnürt wurde, wie eine Fliege im Spinnennetz. Ich war mir dessen bewußt, daß ich Dich in dieser Nacht auf eine Probe stellte, die Dich den Verstand kosten konnte. Am Waldrande blieb ich stehn und wartete auf das Licht wie auf einen Befreier. Du, mein Sohn, litteſt nur die natürliche Angst des Kindes vor dem Dunkel, ich litt wie ein Mensch, der eine größere Verantwortung auf sich nimmt, als er tragen kann.

Als ich zurückging, um Dich zu holen, hatte der Sturm nachgelassen. Alle Bäume bewegten sich, als ob sie noch im Traume seufzten; und mir war, als ob jedes der müden Blätter flüstre: Wie konntest du! Wie konntest du nur!

Ich suchte eine Stunde, suchte zwei Stunden. Du lagst

unter einer Eiche, schlafend. Unter den Augenlidern quollen die Tränen hervor, langsam, ganz langsam.

Ich weiß nicht, ob Du mir diese Nacht je verziehen hast. Aber jetzt bitte ich Dich um Verzeihung. Deine langsam rinnenden Tränen brennen in mein Herz in jeder einzigen Nacht, in der ich wach liege.

Meine Erziehung hat nach außen hin die größten Folgen gehabt. Du, der Du keinen Schneeball empfangen konntest, ohne zu weinen, der Du zittertest, wenn Du ein Rappier in die Hand bekamst, Du, der Du Dich nicht getrautest, Dich auf ein Pferd zu setzen, giltst nun unter Deinen Kameraden für den Mutigsten der Mutigen.

Junge Frauen bewundern Dich um der Sicherheit willen, mit der Du auf der Rennbahn die höchsten Hindernisse nimmst. Deine Skisprünge sind berühmt. Als Fechter stehst Du in der ersten Reihe. Deine Tüchtigkeit als Jäger ist sprichwörtlich geworden.

Meine Erziehungsmethode hat gesiegt — nach außen hin.

Aber ich weiß, daß das alles Betrug ist. Die andern urteilen nach dem Schein, ich begnüge mich nur mit der Wirklichkeit.

Ich lese die Angst in Deiner Seele, wenn Du — eins mit Deinem Pferd — über die Barrieren setzest. Ich höre das Hämmern Deines Herzens, wenn Du auf Skiern über den Abgrund springst. Ich spüre das krankhafte Beben in Dir, wenn Du nach einem fliegenden Vogel oder einer flüchtigen Hindin zielst.

Dein Blick sucht stets mich: Mutter, bist Du nun zufrieden? Mutter, ists endlich genug?

Nein, mein Sohn, ich bin nicht zufrieden. Es ist nicht genug.

Verstehst Du, daß ich so gerne den Tag erleben möchte, den Augenblick, wo ich zugleich stolz und demütig niederknien und flüstern könnte: Das ist mein Sohn! Mein Sohn!

Das Weib in jedem Weibe, Gattin, Schwester oder Mutter, verlangt als Höchstes, aufblicken, bewundern zu können.

Ich bete nicht, daß Du auf der Walstatt bleiben sollst. Ich bete nicht, daß Du zurückkehren sollst. Ich will von Dir jetzt das Letzte, das Größte, das, was ich nicht nennen kann, weil ich nicht weiß, worin es besteht.

Mein Sohn, bring mir Genugtuung für alles, was Dein Vater gefehlt hat.

Deine Mutter.

Feldpostbrief

23. November, nachts

Hoch geehrte gnädige Frau,

ich habe mir die schwere Pflicht auferlegt, Ihnen im Namen unsres Regiments davon Mitteilung zu machen, daß Ihr Sohn, unser lieber Kamerad, heute mittag auf dem Felde der Ehre gefallen ist.

Seine einzig dastehende Heldentat wird schon, ehe dieser Brief Sie erreicht hat, jedem Wesen innerhalb unsrer Reichsgrenzen bekannt sein; für künftige Geschlechter wird sich sein Name in goldnen Lettern vom dunkel-schwarzen Hintergrunde des Weltkriegs abheben, und Jünglinge und Mädchen werden von ihm singen.

Ich, sein alter Oberst, schäme mich nicht zu sagen, daß ich an seiner entseelten Hülle geweint habe. An einer Waldlichtung, die von Nebel verhüllt ist, liegt er, auf Tannenzweige gebettet. Mein eisernes Kreuz habe ich auf

seine junge Brust gelegt, und unsre Leute haben mit tiefem Ernst „Jesus, meine Zuversicht" gesungen. –

Ich weiß wohl, verehrte Frau, daß es für eine Mutter, die einen solchen Sohn verloren hat, keinen Trost gibt. Doch glaube ich, Ihnen etwas sagen zu können, was als Lichtstrahl in das Dunkel Ihres Schmerzes fallen kann: Ihr Sohn hat Sie unendlich geliebt. Wir fanden auf seinem Herzen einen Brief, in ein weißes Seidentuch gehüllt, von Kugeln durchlöchert, durchtränkt von seinem Heldenblute. Der Brief war versiegelt. Mit Mühe gelang es mir, die Worte zu entziffern, die Ihr Sohn mit Bleistift auf den Brief geschrieben hatte: „Letzter Brief meiner Mutter. Bitte mit ins Grab legen."

Noch eins: Seine Züge waren im Tode heiter wie die eines glücklichen Kindes vor dem Christbaum.

Wir sehen Ihren telegraphischen Verfügungen über die Bestattung entgegen.

Genehmigen Sie, zugleich im Namen des Regiments, den Ausdruck tiefster Trauer und Teilnahme.

K. v. H.
Oberst

Mutter und Sohn wurden am gleichen Tage in einem gemeinsamen Grab der Erde übergeben.

Adel

(Ein unvollendeter Brief des Grafen Hermann Luttach von Taisenegg an seinen Vater)

Lieber Vater!

Es ist keine Hoffnung mehr. Ich habe den Arzt gefragt, und als er verstand, daß ich die Wahrheit zu erfahren wünschte, antwortete er mir ohne Umschweife. Morgen früh legt man mich auf den Operationstisch, und ich schlafe ein, ohne wieder zu erwachen. Auf mein Verlangen hat man mir so viel Morphium gegeben, daß ich für eine Weile gar keine Schmerzen habe.

Ich denke viel an Dich und Mutter — und an Taisenegg. Wenn die Kugeln über die Frontlinie hinpfiffen, war es mir, als hörte ich den Zug der Wildgänse über dem See und den Wäldern von Taisenegg. Sprengten wir zum Sturmangriff vorwärts, so mußte ich an die großen Jagden daheim denken. Ihr verliert ja nicht nur den einzigen Sohn, sondern den Erben des Bodens, der seit Jahrhunderten im Besitz der Familie war.

Meine schnelle Beförderung beweist Dir, Vater, daß ich meine Pflicht gegenüber dem Vaterlande erfüllt habe. Könnte ich dasselbe Euch gegenüber sagen! . . . Ich war ja nie der Sohn, wie Ihr ihn Euch wünschtet.

Und nun komme ich in der letzten Stunde zu Dir und bitte Dich, für mich zu haften und in meinem Namen eine Schuldverpflichtung einzulösen. Weigerst Du Dich, so muß ich als Ehrloser ins Grab gehn.

In vielen Punkten bin ich ein Taisenegg. Oft hab ich gespürt, wie eng die Fäden meines Wesens mit den Euern verwoben waren. Wir sind langsam, treu und redlich.

Wir sind arbeitsam, mäßig im Genuß und vorsichtig im Verkehr mit den Menschen. Wir schließen nicht mit jedem beliebigen Freundschaft. Aber hier hört die Ähnlichkeit auf. Die Eigenschaft, die die Triebfeder in Euerm Leben ist, der Ehrgeiz, ward mir versagt. Du wünschtest, ich sollte eine Stellung einnehmen, die dem Namen entsprach, den ich trug, und Mutter suchte für mich eine Braut, deren Familie in unsern Stammbaum hineinpaßte.

Ihr wart weniger streng als jener fürstliche Vater, der seinem Sohn nicht einmal die Wahl zwischen zwei Frauen ließ — Ihr ließt mir die Wahl zwischen vielen. Aber alle wähltet Ihr aus. Ihr dachtet nicht daran, daß meine Zurückhaltung jedes junge Mädchen, das den Zusammenhang ahnte, verletzen mußte. Ich litt darunter, aber ich war am Sprechen gehindert.

So groß war meine Ehrfurcht vor Euch und der Familienüberlieferung, daß ich den einzigen Wunsch meines Herzens nicht auszusprechen wagte. Nie hättet Ihr Eure Zustimmung zu meiner Ehe mit Elise gegeben.

Vier Jahre haben wir uns gekannt. Ich wollte sie nicht der Demütigung aussetzen, daß man sie wog und für zu leicht befand. Darum wurde das Wort zwischen uns nicht ausgesprochen. Aber sie wußte, daß ich sie liebte, wie ich wußte, daß sie mich liebte. Elise habe ich es zu verdanken, daß ich mich von solchen Freunden fernhielt, die sonst junge Männer verlocken. Eine Versuchung gab es nicht für mich.

Elise ist das einzige Kind ihrer Mutter. Aber sie ist nicht die Tochter einer Witwe — ihre Mutter war nie verheiratet.

Vater, hast Du je so ein armes Weib gekannt, das sich ihr ganzes Leben lang gebrandmarkt fühlt, weil sie sich einst in Liebe selbst als Opfer dargebracht hat? Nein,

das hast Du nicht. Die Frauen, die Deinen Weg in der Jugend gekreuzt haben, waren anders.

Wenn ich Elise in ihrem kleinen stillen Heim besuchte, sah ich die Mutter um ihr Kind zittern. Ich war für sie der Wolf, der früher oder später ihr einziges weißes Lamm zerreißen würde. Ich sah ihre Furcht — und konnte damals lächeln. Ihre Furcht war überflüssig. War damals überflüssig.

Vater, ich schreibe an Dich allein, als Mann zum Manne. Du hast es in der Hand, meinen Brief zu vernichten oder ihn Mutter zu geben.

Es wäre mir leichter geworden, zu lügen und zu sagen, ich sei unmittelbar nach Ausbruch des Krieges zu Elise gegangen und hätte sie gebeten, mir das Höchste zu schenken, was eine Frau dem Manne geben kann, den sie liebt. Aber das wäre nicht die Wahrheit gewesen, und am vorletzten Tage des Lebens gewinnt die Wahrheit neue und größre Bedeutung.

Elise schrieb mir. O, Vater, könnte ich mich überwinden, Dir diesen Brief zu zeigen, den Unschuld und Liebe diktiert haben ... aber das ist unmöglich. Ich will ihn noch heut nacht in meinen Händen halten, morgen wird er verbrannt werden.

Ich nahm ihr Geschenk an.

Der Tod ist nicht schwer, wenn man das vollkommne Glück erlebt hat, und wenn die Erinnerung unbefleckt schön ist wie die Wirklichkeit. Wenn die Ärzte morgen Äther auf die Maske träufeln, will ich die Augen schließen und zum letztenmal zurückdenken ...

Unser Glück war so vollkommen, weil unsre Liebe so rein und gegenseitig war — und doch durchbebte mich die Furcht, die jeder Mann an meiner Stelle empfinden mußte. Elise beruhigte mich.

Vater, was ist die Kraft eines Mannes im Vergleich zu der Kraft in einem liebenden, edeln Weibe!

Die tief in meiner Natur wurzelnde Tradition machte es selbstverständlich, daß alles andre der Rücksicht auf Euch weichen mußte. Wenn ich Elise verließ – das wußte ich –, war sie allein mit einer Mutter, die selbst des Schutzes bedurfte.

Am letzten Abend begleitete ich Elise zu ihrer Mutter. Nie vergesse ich den Blick, mit dem sie für ihr Kind bat. Und ich – ich konnte nur den Kopf neigen und ihre Hand küssen, um die Tränen der Scham zu verbergen, die ich nicht bezwingen konnte.

Du wirst verstehen, Vater, daß ein Gedanke, eine Möglichkeit mich Tag und Nacht beschäftigte bei der Ausübung meiner Pflicht gegen das Vaterland. Mit einer Mischung von Freude und Angst öffnete ich jedes von Elises Briefchen, den getreuen Spiegelbildern ihres reinen, selbstlosen Sinns.

Langsam befestigte sich in mir der große Entschluß: Wenn der Krieg zu Ende war, wollte ich in Liebe und Ehrerbietigkeit Abschied nehmen von Taisenegg und Euch, ich wollte mir im fremden Lande einen Weg bahnen mit dem Weibe, das ich liebte, und für sie.

Seit gestern weiß ich, daß Elise unser Kind unterm Herzen trägt. Und seit heute morgen weiß ich, daß meine Stunden gezählt sind.

Ich hege keine Furcht für das Kind, das im Schutz der Liebe eines solchen Weibes aufwachsen wird, und ich bitte nicht um meines Kindes willen. Aber ich sehe Elise vor mir in einem fremden Lande, einsam, im verzweifelten Existenzkampf für das ungeborne Kind.

Darum, Vater, übergebe ich Dir die Fürsorge für die Geliebte. Der Adel Deines Herzens wird Dir sagen, was Du zu tun hast.

Nun bin ich müde, und die Schmerzen nehmen überhand. Ich will um mehr Morphium bitten und dann fortfahren...

Sicherlich waren viele Menschen erstaunt, als sie in der Zeitung unter der formellen Todesanzeige des Grafen Hermann folgendes Inserat in Trauerrand lasen:

Graf Erwin und Gräfin Insea
Luttach von Taisenegg

bitten in ihrer tiefen Trauer die Braut ihres Sohnes

Elise

dringend, zu ihnen zu kommen und den ihr gebührenden Platz in ihrem Herzen und Hause einzunehmen.

Schloß Taisenegg, November 1914.

Die Botschaft

Der junge Pfarrer stieg aus dem Wagen und ließ ihn fortfahren. Das letzte Stück Wegs ging er zu Fuß. Durch die Eisengitter der Gärten sah er die in Sonne gebadeten Villen, umgeben von grünen Rasenflächen und reichtragenden, hochstämmigen Rosenstöcken. Der Schatten alter, hoher Bäume fiel auf die ausgespannten Markisen. In einem Garten war die Fahne auf Halbmast gehißt. Eine Mutter ging langsam auf und ab, einen jungen Mann in Feldwebeluniform stützend. Ihr stilles Lächeln drückte die Glückseligkeit aus, die die alten Meister der Madonna mit dem Kinde verliehen.

Der junge Pfarrer griff an seine Kehle, als wäre er nahe daran zu ersticken. Er ging langsamer, große Schweißperlen traten auf seine Stirn. Nun blieb er stehen und holte tief Atem: Nr. 21. Sein Blick fiel auf ein weißgestrichnes Schild am Törchen. Es zeigte an, daß die Parterrewohnung wegen Wegzugs zum Juli frei werde und zwischen 11 und 12 zu besichtigen sei.

Dann öffnete er das Törchen und ging hinein.

Justizrat Greibe saß am Frühstückstisch. Er war längst fertig mit dem Morgenkaffee, machte es sich aber wie gewöhnlich noch eine gute Stunde bei den Zeitungen gemütlich. Dann stand er auf, ging zur Wand, studierte eingehend die Kriegskarten und verschob die flaggengeschmückten kleinen

Stecknadeln, die die Stellungen der Heere in den verschiedenen Landesteilen bezeichneten. Plötzlich rief er ins Wohnzimmer hinein: „Ellen, Ellen, wo bleiben denn die Kinder? Hier sitze ich und warte und warte. Ich muß sagen, ich finde es etwas rücksichtslos, wenn sie wissen, daß ich nach Hause gekommen bin . . ."

Frau Greibe lächelte etwas anzüglich: „Sie bleiben aus lauter Rücksicht fort. Natürlich glauben sie, du habest mir so viel zu erzählen, daß sie ganz überflüssig seien. Aber das kommt vom Verreisen. Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch. Nun setz dich hübsch hierher, und erzähl mir von dem Begräbnis und allem . . ."

Bald darauf saß das Paar in dem großen, mit Erhöhung und Balustrade versehenen Erker, dessen Fensterrundung so mit stehenden und hängenden Pflanzen angefüllt war, daß er einer richtigen Laube glich. Zwischen zwei bequemen Korbstühlen stand Frau Greibes Nähtisch.

Der Justizrat dampfte aus seiner Hauspfeife, während Frau Greibe eifrig an einer Schneemütze strickte: „Na, wie war's denn nun in Hamburg? Merkt man da mehr vom Krieg als hier?"

Sein ernster Ton machte sie betroffen: „Das weiß ich nicht. Ich habe die ganze Zeit daran gedacht, daß es uns allzu gut geht — allzu gut!"

„Allzu gut! Wischiwaschi, es kann einem nicht zu gut gehn. Es kommt bloß darauf an, daß man einsieht, wie gut es einem geht, und das tun wir doch, Gott sei Dank!"

„Ja . . . gewiß, das tun wir. Und doch stehn wir außerhalb . . ."

„Du meinst, weil wir keine Söhne haben . . . Im nächsten Monat kommt Mario ja heran . . ."

„Mario . . . ja . . . Mario . . . Das ist nicht dasselbe . . . Aber ich mache mir Gedanken, ob ich nicht doch noch einige Jahre hätte warten sollen, bevor ich so die Hände

in den Schoß legte. Alle arbeiten für die große, heilige Sache – und ich tu nicht einmal so viel Nutzen wie die Frauen ... Ich habe mich nie gesünder und stärker gefühlt. Im Grunde ist es unverantwortlich ..."

Frau Greibe brauste auf: „Unverantwortlich! Hast du nicht seinerzeit gearbeitet so gut wie irgendeiner? Weder wochentags noch Sonntags hast du dir Ruhe gegönnt. Und warum? Du wolltest dein Ziel erreichen ... Nun hast dus erreicht und nennst es unverantwortlich, daß du endlich für Frau und Kinder und für dein Heim leben kannst ... Aber wenn du dich langweilst ... wenn du nicht genug hast an Lotte und mir, so ..." Sie fand keinen Nachsatz.

„Ellen, du weißt sehr gut, daß ich mich niemals nach der Zeit zurücksehne, wo ich nur zu Hause war, wenn ich mich zu müde fühlte, um mich über unser Heim und euch freuen zu können. Nicht das ist es, sondern ..."

„Sondern? So rück doch heraus mit den geheimen Gedanken, die du braust!"

„Ja, so einfach ist es nicht. Ich bin mir im Grunde selbst nicht recht klar darüber. Es ist ... es ist eine Art Angstgefühl. Wie – ich will sagen: ein Alpdruck am hellichten Tage."

„Angst! Alpdruck! ... Für wen befürchtest du etwas?"

„Für keinen Bestimmten und nichts Bestimmtes ... Uns geht es zu gut. Eines Tages muß etwas geschehn ... Eines Tages schlägt der Blitz ein."

Frau Greibe ließ das Strickzeug in den Schoß sinken: „Gerhard, ich glaube, du bist krank – wie du sprichst! Bei dir äußert sich eben, wie Dr. Teisen es nennt, die Kriegspsychose, die jeden zweiten Menschen in dieser Zeit angreift. Sie ist wie die Influenza. Wenn einer sie bekommt, macht sie die Runde durch die ganze Stadt ... Lotte hat dich angesteckt. Sie schwebt in einer Angst um Mario, als

wäre er schon an der Front – und ich bin felsenfest überzeugt, daß er nicht an die Front kommt ... Der Blitz schlägt ein! Sind wir nicht gesund und frisch? Haben wir nicht Lotte? Was kann uns geschehn?"

„Eben das weiß ich nicht ..."

„Denkst du an den Tod? Mir ist nicht im geringsten angst vor dem Tode. Und wenn wir fort sind, bleibt die Welt so gut bestehen wie vorher. Lotte hat Mario, und weiter gehn ihre Gedanken nicht. Natürlich wird sie uns vermissen, aber sie ist ja das Kind und nicht Vater und Mutter. Wir haben sie ja auch gelehrt, nur an sich selbst zu denken."

„Ja, das haben wir ... du nicht am wenigsten ... Aber sag mir, findest du nicht, daß sie in der letzten Zeit elend aussieht?"

„Sie ist ja ganz von Sinnen, seitdem Mario assentiert ist. Außerdem ist sie bleichsüchtig – doch das geht vorüber, wenn sie erst mal verheiratet ist und Kinder bekommt."

Der Justizrat runzelte die Stirn: „Verheiratet ist und Kinder bekommt ... Ja, ja ... wenn Mario so viel hat, daß er eine Frau ernähren kann ... Zum Glück hab ich sein Versprechen ..."

„Das hast du, und er denkt gewiß nicht daran, es zu brechen. Also damit hats gute Weile ... besonders, wenn niemand ihn antreibt, sein Examen zu machen."

„Antreiben! Du sagst das, als wär es ein Vorwurf. Ist es vielleicht meine Pflicht? Und warum sollte ich? Können die beiden es je besser haben wie jetzt?"

„O nein, Gerhard, aber ... ist das der einzige Grund?"

„Welcher andre sollte es wohl sein?"

„Ja, das mußt du selber am besten wissen. Aber was, glaubst du, hättest du getan, wenn jemand dir derartige Bedingungen gestellt hätte, als wir jung waren?"

Der Justizrat sah zum Fenster hinaus: „Das ist eine

ganz andre Sache. Wir waren erwachsene Menschen. Wir sehnten uns danach, ein eignes Heim zu bekommen ... Außerdem, dreitausend im Jahre ist doch eine bescheidene Forderung. Ein Vater wird wohl dafür sorgen dürfen, daß seine Tochter vor dem Hunger geschützt ist!"

„Ich will dir nicht widersprechen; aber du weißt recht gut, daß es sich auf andre Art machen ließe. Wir haben Geld genug ..."

„Du sprichst, als ob du Lotte so schnell wie möglich los sein möchtest!"

„Und du, Väterchen, sprichst, als sähest du es am liebsten, daß sie immer bei uns bliebe."

„Wäre das etwa das Schlimmste?"

„Nicht für uns — aber die Bestimmung des Menschen ist es doch, sich ein Heim zu gründen und eine Familie zu stiften."

„Das ist mir gleichgültig. Ich kann mich nun einmal nicht mit dem Gedanken aussöhnen. Und ich glaube nicht, daß es einen Mann gibt, der seine Tochter gern fortgibt. Es empört mich derart, ist mir so entsetzlich ... Du kennst die Welt nicht, kennst die Männer nicht. Man muß Vater sein, um zu verstehen und zu fühlen wie ich ..."

„Und ich bin nur Weib und Mutter ... Aber ich habe dich längst durchschaut. Du hast nichts dagegen, daß Lotte mit Mario verlobt ist; du willst die beiden bloß daran hindern, zu heiraten."

„Faß es auf, wie du willst. Seit Lotte ganz klein war, hat es mich bei dem Gedanken geschaudert, sie in der Gewalt eines fremden Mannes zu wissen ..."

„Nein, nun wirst du bald zu spaßig. Gewalt! Fremder Mann! Ist Mario nicht so gut wie unser Sohn? Ein großer, langer, guter Junge ist er, nichts andres."

„Na, da siehst dus! Du nennst ihn selber Sohn und Junge! Genau so betrachte ich die Sache. Sie sind

zwei Spielkameraden, sind Geschwister . . ." Die Stimme des Justizrats klang hell und erleichtert.

Frau Greibe strickte, daß die Nadeln klirrten: „Geschwister pflegen doch nicht so unzertrennlich zu sein . . ."

„Es ist am besten, nicht mehr davon zu reden. Die Frage liegt ja doch nicht vor. Im nächsten Monat wird Mario einberufen, und wer weiß . . . es kann sich vieles ereignen, eh der Krieg zu Ende ist."

„Schäm dich, Gerhard, du sprichst ja, als rechnetest du mit der Möglichkeit, daß . . ."

„Ich rechne mit keinerlei Möglichkeit. Aber du weißt doch selbst, daß niemand den morgigen Tag vorhersehen kann . . . Ich sage bloß: Gott sei gelobt, daß Lotte ein Mädchen geworden ist!"

Frau Greibe stand auf und küßte ihn auf die Stirn: „Ja, Gott sei gelobt und gepriesen, daß Lotte ein Mädchen wurde . . . Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn wir nun einen Sohn gehabt hätten . . ."

Der Justizrat ergriff ihre Hände: „Ellen — wir hätten wohl unsre Pflicht getan!"

„Niemals . . . niemals! Und wenn das mein letztes Wort sein soll!"

Es entstand eine kleine Pause, und beide hörten die Uhren in die Stube hineinticken. — „Erzähl mir lieber, was ihr getrieben habt, während ich fort war. Die drei Tage erschienen mir wie eine rechte Ewigkeit. Hattest du Besuch von Frau Trautner? Habt ihr Whist gespielt? Vom Krieg geplaudert?"

Frau Greibes Wangen röteten sich: „Nein, wir haben nicht Whist gespielt. Lotte und Mario kamen erst nach dem Tee nach Hause, und Lotte ging gleich mit Kopfschmerzen zu Bett — Mario saß natürlich bei ihr und machte ihr Stirnumschläge."

„Schon wieder Kopfschmerzen! Dies Herumrennen hat

doch auch keinen Sinn. Lotte hat nicht die Kräfte dazu. Und du und Frau Trautner?"

Frau Greibe zögerte ein wenig mit der Antwort: „Wir haben uns übrigens entzweit . . ."

„Entzweit! Du und sie? Kannst du dich überhaupt mit jemandem entzweien? Weswegen denn, wenn ich fragen darf? Und das sagst du mir erst jetzt?"

„Du warst gestern abend nach der Reise so müde. Du weißt gar nicht, daß du eingeschlafen bist, ohne mir Gute Nacht zu sagen — zum erstenmal seit vielen Jahren."

„Nein, ist es möglich! Verzeih mir, Ellen! Dann muß ich wahrhaftig müde gewesen sein. Aber was hat es denn nun mit deiner Freundin, Frau Trautner, gegeben?"

„Sie hat mich beleidigt. Es gibt Dinge, die eine rechtschaffne Frau nicht auf sich sitzen lassen kann . . . Und sie kommt nicht zum erstenmal mit diesen Andeutungen."

„So! Was hat sie gesagt? Daß Lotte faul ist? Daß Marios Gedichte Schund sind?"

„Ach, wie du redest! Sie sagte, . . nein, ich will es nicht wiederholen. Leute mit einer schmutzigen Phantasie sehen überall Schmutz."

Der Justizrat nahm die Pfeife aus dem Mund: „Wahrhaftig, du machst mich neugierig! Bist du nicht gerade diejenige, die darauf sieht, daß Mann und Frau einander alles erzählen sollen?"

„Ja, wenn du denn unbedingt willst . . . Sie nahm Anstoß daran, daß Mario an Lottes Bett saß . . ."

„Das mußte er ja, wenn sie Tücher um die Stirn bekommen sollte. Aber was weiter?"

„Sie hat schon früher spitze Bemerkungen gemacht, weil Mario in demselben Hause wohnt wie Lotte . . . Das sei leichtsinnig von uns, die Leute sprächen darüber, und alles mögliche . . ."

„Hm! Hm! Und was hat meine tapfre Frau darauf geantwortet?"

„Was ich geantwortet habe? Daß ein Unterschied sei zwischen unsrer Lotte und solchen Frauen, an die sie vielleicht denke. Und dann gab ein Wort das andre, bis sie sagte, es sei geradezu unanständig. Da verbot ich ihr, noch ein Wort darüber zu sprechen. Und da erwiderte sie, es sei gewiß am besten, wenn sie ginge, und wer nicht hören wolle, müsse fühlen . . . Sie ging, und ich hielt sie nicht zurück."

„Bravo! Bravo! Frau Trautner ist eine Schwätzerin, eine Klatschbase. Das kommt davon, wenn man Mitglied von all den Vereinen ist und all dem Schwindel. Natürlich reden die Leute, das ist ihr Recht. Wenn wir bloß wissen, daß wir richtig handeln. Es ist doch tausendmal beruhigender, sie sozusagen unmittelbar unter unsern Augen zu haben, als wenn beide an verschiednen Enden der Stadt wohnen und herumrennen und sich an fremden Orten treffen würden. Aber man kann nicht verlangen, daß andre mit unsern Augen sehen sollen. Wir urteilen von Mario und Lotte aus, weil wir wissen, was für Kinder es sind . . . Na, also das war das Ganze! Du wirst sehen, Frau Trautner kommt schon wieder. Zwei Jugendfreundinnen entzweien sich nicht auf einmal in euerm Alter . . . Aber nun von etwas anderm. Glaubst du nicht, daß es gut für Lottes Bleichsucht wäre, wenn sie ein wenig Hausarbeit täte? Ihr Bett machte, ihr Zimmer in Ordnung hielte und dergleichen?"

„Gerhard, haben wir nicht beide gleichen Anteil daran, daß sie erzogen worden ist wie eine von den Lilien des Feldes, die weder spinnen noch nähen? Ich schäme mich zwanzigmal am Tage bei dem Gedanken an Lotte als Hausfrau. Als ich in ihrem Alter war, führte ich Vater den Haushalt und sorgte für die Kleidung meiner jüngern

Geschwister, half ihnen bei den Schularbeiten und allem. Und nun sieh dir Lottes Zimmer an, wenn sie ausgeht! Bürste und Kamm voller Haare, offne Schubladen, Kleider und Wäsche über Tisch und Stühle geworfen. Fehlt ein Handschuhknopf, und hat Laura in der Küche zu tun, so mußt du nicht denken, daß sie selbst ihn annäht . . . Nein, entweder zieht sie den Handschuh an und kommt damit zu mir – oder Mario muß heran!"

Der Justizrat war im Begriff, sich eine neue Pfeife zu stopfen. Er lachte laut über einen Einfall, der sich eben meldete: „Jetzt hab ichs, Ellen. Wenn der Krieg vorbei ist, lassen wir Mario einen Haushaltungskursus durchmachen. Wir knüpfen diese Bedingung an die dreitausend im Jahr."

„Er täte es gewiß gern, wenn er wüßte, daß es uns Freude machen würde. Aber nun finde auch ich, daß sie bald hier sein könnten. Es sieht ihnen gar nicht ähnlich, so lange bei deiner Schwester zu bleiben."

„Hat Josefine sie abgeholt, oder sind sie zu ihr gegangen?"

„Ich denke mir, sie sind hungrig geworden und haben Josefine besucht, um etwas zu essen zu bekommen. Sie sind gestern morgen weggegangen, bevor ich aufgestanden war. Mario klopfte bei mir an und sagte, sie wollten in den Grunewald, und dann kam gestern abend das Telegramm, daß sie bis heute bei deiner Schwester blieben. Du sollst sehn, Lotte ist zu müde gewesen, weiter zu Fuß zu gehen, und Mario, der arme Junge, hat kein Geld für einen Wagen gehabt. Lotte hat ja nun mal die greuliche Idee, daß sie vom Fahren mit der Eisen- oder Straßenbahn schwindlig wird."

„Mir scheint, die gute Lotte kriegt Launen. Bald kann sie keinen Fisch essen, bald wird sie krank, wenn ich mit dem Schaukelstuhl knarre, bald kann sies nicht vertragen, einen Leierkasten zu hören . . ."

Frau Greibe kam nicht dazu, ihm zu antworten; auf der Straße nahm etwas sie völlig in Anspruch. Sie bog die Blätter der Pflanzen beiseite, um besser zu sehen: „Gerhard!" – sie flüsterte, als fürchte sie, es könne unten zu hören sein – „Gerhard, sieh den Herrn dort am Törchen – ich bin überzeugt, daß es ein Pfarrer ist!"

„Ach, du mit deinen Pfarrern . . ."

„Er kommt hierherein! Für wen mag er wohl einen Arzt holen?"

Einen Augenblick darauf klingelte es. Frau Greibe stieß einen leichten Schreckensruf aus: „Er ist es! Denk dir, ich bin gewiß, daß ers ist!" Und unwillkürlich begann sie, ihr reiches, gewelltes Haar zu glätten und den Spitzenkragen zu ordnen.

Das Mädchen brachte eine Karte. Der Justizrat las laut: „Gottlieb Wolfhagen, Pfarrer. – Bitte lassen Sie den Herrn Pastor eintreten!"

Der junge Pfarrer verbeugte sich und blieb unbeholfen stehen, während der Justizrat fragte, womit er ihm dienen könne. – „Ich kam hier zufällig vorbei . . . und sah, daß eine Wohnung zu vermieten ist . . . und da dachte ich . . ."

Frau Greibes warmes, junges Lachen klang ins Zimmer hinein: „Sie sind sehr willkommen zur Besichtigung der Wohnung, aber es ist erst in anderthalb Stunden möglich. Die Familie unten steht spät auf, will ich Ihnen sagen!" – Als sie die glühende Verlegenheit bemerkte, die sich in seinen Zügen ausdrückte, fügte sie gastfrei hinzu: „Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, dann werde ich das Mädchen hinunterschicken und fragen lassen, ob es vielleicht jetzt doch paßt . . ."

Der junge Mann sah sie dankbar an: „Vielen Dank! Vielen Dank! Wenn ich warten darf . . . Oder Sie haben vielleicht die Güte, mir ein wenig von der Wohnung zu

erzählen? Ich brauche sie im Grunde nicht zu sehen ... Es ist für einen Freund. Sonne ist wohl vorhanden? ... Ich meine: viel Sonne?" Seine Worte stolperten fast übereinander. Das Zimmer war in Sonne gebadet. Die Sonne blendete ihn.

„Ob hier Sonne ist? Das sollt ich meinen!" Der Justizrat zog einen Stuhl heran: „Ja, wenn Sie die Wohnung nicht zu sehen brauchen, können Sie keinen bessern Lobredner dafür finden als meine Frau. Sie liebt das Haus fast mehr als ihren Mann!"

Frau Greibe wurde rot wie ein junges Mädchen: „Wir haben hier ja beinah dreiundzwanzig Jahre gewohnt. Das Haus war Schwiegervaters Hochzeitsgeschenk. Der Vater meines Mannes war nämlich auch Architekt – das heißt, damals nannte man sich ja nur Maurermeister. In den ersten Jahren wohnte er unten. Um sechs Uhr morgens saß er am Klavier. Ach, wie er Bach spielte! Dann hat Dr. Teisen dort gewohnt, aber nun ist er zum Oberarzt an dem neuen Amtskrankenhaus in Stettin ernannt worden, und darum wird die Wohnung zur Unzeit leer."

Der Justizrat griff ein: „Es ist schön von dir, daß du Pastor Wolfhagen all das mitteilst, aber ich sollte meinen, daß ihn andre Mitteilungen mehr interessieren werden ..." Er wandte sich dem jungen Pfarrer zu: „Sie entschuldigen, aber ich muß laufen. Ich will zum Augenarzt, wegen einer neuen Brille, und da muß ich auf die Minute pünktlich sein. Lassen Sie sich inzwischen nur Zeit, Pastor Wolfhagen. Sie bereiten meiner Frau eine Freude dadurch. Sie hat eine reine Manie für Pfarrer ..."

„Schäm dich, Gerhard, du machst mich ja ganz lächerlich. Mein Mann liebt es so, mich zu necken ... Vater war ja Pfarrer auf dem Lande, in Schierke im Harz, und da hat man ja so viele Erinnerungen an die Nachbarpfarrer. Wir wohnen jetzt fast dreiundzwanzig Jahre in

Berlin, aber hier draußen in Charlottenburg ist man wie auf dem Lande. Und ich bin immer noch Provinzmensch. Sooft ich auf die Friedrichstraße komme, wird mir schwindlig ... Geh du nur, du böser Mann!"

Die Eheleute lächelten einander zärtlich zu. Mit der Hand auf der Türklinke, sagte der Justizrat: „Wenn die Kinder kommen, so gib ihnen ein Glas von dem alten Portwein, und sorg dafür, daß sie nicht gleich wieder fortrennen!" Die Tür schloß sich.

„Die Kinder?" fragte der Pfarrer, und sein Blick klammerte sich an das Blattmuster des Teppichs.

„Ja, die Kinder," wiederholte Frau Greibe unwillkürlich: „Ach, das ist Lotte und Mario! Wir haben ja nur die beiden. Aber woher sollten Sie das wissen?" Sie lachte: „Das heißt, Mario ist nur gewissermaßen unser Sohn — er ist verlobt mit Lotte, aber wir betrachten ihn fast als unser eignes Kind. Er hat ja auch weder Vater noch Mutter, darum besorge ich seine Wäsche und seine Strümpfe ... Ja, er ist der Sohn von dem besten Freund meines Mannes. — Kennen Sie vielleicht den Namen: Mario Heilmann? Seine Gedichte sind wirklich schön, viele von ihnen, wenn sie auch etwas zu modern sind für uns hier draußen. Zwei von seinen Kriegsgedichten haben im Simplizissimus gestanden. Aber nun sollen Sie sehn ..."

Frau Greibe machte sich im Zimmer zu schaffen und kam zurück, den Arm voller Bilder, die sie vor dem Pfarrer aufstellte: „Das ist das letzte, vom vorigen Jahr. Aber darauf sieht man Lottes Lächeln nicht, und das ist das Allerschönste an ihr. Als sie klein war, liefen die Leute hier auf den Wegen sie sich geradezu aus, nur um sie zum Lächeln zu bringen. Bald kommt sie, dann sollen Sie selbst sehn. Sie haben doch Zeit?"

Pastor Wolfhagen preßte das Taschentuch zwischen seinen Händen: „Ich habe den ganzen Vormittag zur Verfügung."

„Das ist schön! Ja, aber dann müssen Sie auch ein Täßchen Kaffee mittrinken, auf gute alte Art. Im Pfarrhaus bei uns stand der Kaffeekessel immer auf dem Feuer, und kein Gast verließ das Haus, ohne unsre selbstgebacknen Kuchen versucht zu haben. Die waren richtig berühmt im ganzen Harz, aber die Butter war ja auch so lieblich ..."

Frau Greibe ging hinaus, um dem Mädchen Bescheid zu sagen, und als sie zurückkam, saß der junge Pfarrer mit einem der Bilder in den Händen. „Ja, Sie können wohl begreifen, wie wir uns unsrer Kinder freuen? Wir sind so eine kleine Familie, und wir pflegen sozusagen keinen Umgang. Lotte hat auch nie eine Freundin gehabt. Wir wagten sie in keine Schule zu geben – man hört so viel. Und selbst wenn es vielleicht nicht ganz gut für ein Kind ist, allein zu sein, so weiß man doch, daß sie nichts Schlimmes lernt. Meines Mannes Schwester hat ihr jeden Tag ein paar Stunden gegeben. Viel ist es nicht geworden, aber Gerhard ist nicht für die neumodische Erziehung mit Selbständigkeit und dergleichen. Sie war auch nie auf einem Ball. Darin sind wir einer Meinung. Wenn man nur ein Kind hat, will man es ja am liebsten auf jede erdenkliche Art beschützen. Und sie hat den Verkehr auch nicht entbehrt. Wenn sie nur uns hatte, so wars gut. Das heißt, bis Mario kam. Denn jetzt sind wir nur Nummer 2. Es hält schwer, daß ihr Vater sie zu einem kleinen Spaziergang hier in die Nähe mitbekommt – er ist ja so stolz auf seine schöne Tochter. – ‚Ich bin so müde, Vater!' heißt es immer. Doch wenn Mario ruft, dann ist Müdigkeit und Bleichsucht vergessen ... Mit der Bleichsucht ists eine schlimme Sache. Wir haben alle möglichen Hausmittel versucht. Ich glaube nun mal an rostige Nägel in Rotwein, damit haben wir in Schierke kuriert, und es half, aber sie rührts nicht an! Und dabei kann doch niemand in gesünderen Verhältnissen leben. Jeder Sonnenstrahl unsres

Herrgottes kommt hier ins Haus herein. Schwiegervater hat in erster Linie an die Sonne gedacht, als er baute ... Lottes Zimmer ist wie ein rechtes Treibhaus. Ich hätte wohl Lust, es Ihnen zu zeigen ... Und wissen Sie was, dann brauchen Sie ja die Wohnung unten gar nicht zu sehen. Sie ist ganz genau so. Nur wir haben eins von Dr. Teisens Zimmern für Mario, das gleich unter Lottes ..."

Der junge Pfarrer wurde genötigt, zwei Tassen Kaffee zu trinken und zwei Stücke von dem Sodakuchen zu essen, der aus Anlaß der Heimkehr des Justizrats aus Hamburg gebacken worden war. Und nun wurde er von Zimmer zu Zimmer geführt. Lottes Stube wurde bis zuletzt aufgespart.

Frau Greibe sprach und erklärte. Es fiel ihr nicht auf, daß die dunkeln Schatten unter den Augen des Pfarrers noch tiefer wurden, es fiel ihr nicht auf, daß er wie ein Stummer neben ihr herging. Sie nahm ihn in ihr Dasein auf, wie man in stillen, entlegenen Pfarrhöfen die seltnen fremden Wanderer aufnimmt und ihnen Obdach und Vertrauen gibt. Die stolze Mutter, die glückliche Gattin führte ihn durch hohe, blumenduftende Zimmer, wo alles Frieden und Wärme atmete.

Er wußte, binnen kurzem würden sich die beiden strahlenden Augen ihm zuwenden, angstvoll fragend, würden die Hände nach dem Herzen greifen, wie um den Todesstreich abzuwehren.

Sie standen in Lottes Stube. Eine Weinranke war aus dem Garten hereingeleitet und wand sich die eine Wand hinauf. Die weißen Polstermöbel waren mit hellem Seidenstoff überzogen. Über dem Bett lag eine Decke mit weißem Grunde, ganz besät mit Blumen in farbiger Seide, ein Werk, das auf unendlichen Fleiß und unendliche Liebe deutete. Die Hände des Pfarrers berührten die Decke mit einer Bewegung, als machte er das Zeichen des Kreuzes über einem Toten.

„Sehen Sie," sagte die Mutter, „sie ist aus vielen Stücken zusammengesetzt! Ich habe damit angefangen, als Lotte geboren wurde. Zuerst sollte es eine Wiegendecke werden, darum sind die Blumen so winzig. Gerhard hat sie mir des Sonntags gepflückt, und ich habe sie dann nach und nach aufgezeichnet. Ich nähte immer, wenn Lotte schlief. Jedes Blümchen hat seine Erinnerung. Als Lotte größer wurde, hat sie selbst die Blumen für die Decke gepflückt. Sie liebte Aurikeln so sehr, darum sind so viele davon da. Und die Seide ist echt – ich habe sie von meiner Großmutter geerbt, sie ist aus China . . ."

Der Pfarrer starrte auf die Decke hinab, als wäre es eine blühende Wiese, in deren Gras er einen kostbaren goldnen Ring verloren hatte.

„Und nun bin ich dabei, eine für Lottes erstes Kindchen zu nähen . . . aber das ist ein Geheimnis vor meinem Mann. Ich glaube wahrhaftig, das einzige, das ich je vor ihm gehabt habe. Er liebt es nämlich nicht, daran zu denken, daß wir uns von Lotte trennen sollen . . ."

Sie zog den Pfarrer nach der offnen Balkontür hin: „Hier hat Lottes Wiege im ersten Sommer gestanden – ja, wir haben sie noch, wir haben noch alle Sachen aus jener Zeit. Nein, kommen Sie ganz hierher! Sehen Sie, gerade hier drunter wohnt also Mario. Sie sollten ihn heraufklettern sehn, er ist behend wie eine Katze. Eines Abends, als Gerhard und ich beim Begießen im Garten waren, stand Lotte droben in ihrem weißen Kleide, das Haar über den Schultern gelöst – es war eben nach dem Waschen getrocknet – und Mario hing mit den Armen an der Balustrade und sprach mit ihr. Es war ein so lieblicher Anblick. Genau wie in ‚Romeo und Julia' . . . Nein, nun sollen Sie bloß hören! Sie kennen doch ‚Romeo und Julia'?" Der junge Pfarrer neigte den Kopf, seine Gedanken waren in weiter Ferne.

„Mario hatte sein erstes Gedicht im Simplicissimus angebracht und war außer sich vor Freude über das Geld. Er kaufte Billetts für uns alle vier zu‚Romeo und Julia', sehr gute Plätze warens, ganz vorn im Parkett. Wir waren so froh und vergnügt. Aber von dem Stück war ich ganz ergriffen. Zu Hause im Pfarrhof las Vater des Abends immer aus den Großen vor – und Shakespeare ist doch einer von den Allergrößten. Nicht wahr? Aber mitten drin wird Gerhard unruhig. Und was denken Sie, er nimmt Lotte beim Arm und sagt: Steh auf, das ist nichts für ein junges Mädchen! Und da half nichts. Hinaus mußten wir, so peinlich es auch vor den andern Menschen war. Und der arme Mario, der nur daran gedacht hatte, uns eine Freude zu bereiten ... Doch auf der andern Seite war Gerhard ja in seinem Recht. Man kann die Jugend nicht genug hüten."

Der Pfarrer öffnete den Mund, wie um zu sprechen, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Frau Greibe plauderte weiter von allem möglichen: „Seinerzeit war es wirklich mein höchster Wunsch, daß Lotte einen Pfarrer haben sollte. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt!"

Leise wiederholte der junge Mann die Worte: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt! ... So sprechen wir ins Blaue hinein. Wenn wir aber erst einem Ereignis gegenüberstehn, das ganz anders ist, als wir gedacht und gehofft hatten, dann sagen die wenigsten: Dein Wille geschehe!"

„Ja, das ist wahr. Jeder hält sich im letzten Grunde für den Klügsten. Anfangs, als Lotte Mario liebgewann, freute sich niemand von uns darüber, und jetzt könnte ich es mir gar nicht ausdenken, ihn zu missen. Aber wir haben auch in jeder Beziehung Glück gehabt. Sehen Sie, Mario wohnt ja unten, aber er nimmt alle Mahlzeiten bei uns, daher kennen wir ihn aus und ein. Und ander-

seits können die jungen Leute sich kein besseres Dasein wünschen."

Der Pfarrer begleitete Frau Greibe ins Wohnzimmer zurück. Hinter ihr sagte er still: „Junge Menschen trachten doch immer nach einem eignen Heim!"

Die Mutter seufzte leicht auf: „Gerade darüber bin ich nicht ganz einig mit meinem Manne. Ich neige zu Ihrer Ansicht, aber mein Mann will von dieser Möglichkeit nichts wissen. Und im Grunde, wie sie es hier haben, das ist ja fast wie ein eignes Heim. Lotte entgeht allen Scherereien einer Hausfrau, und Mario, der liebe Mensch — was sollte er anfangen mit seinen Einnahmen, die kaum zum Taschengeld reichen?"

Der Pfarrer sagte mit der gleichen leisen Stimme: „Man sollte zwei junge Menschenkinder, die einander lieb haben, nicht unter demselben Dache wohnen lassen. Das heißt, sie in Versuchung führen!"

Frau Greibe wollte eben eine aufbrausende Antwort geben, stutzte aber: „Sagen Sie das auch! . . . Ja, ja, Sie kennen die Kinder ja nicht. Aber hier sollen Sie unsern Stolz sehn. Dies Album schenkte mein Mann mir an Lottes Tauftag, und in jedem Jahr haben wir seitdem ein neues Bild hineingesteckt! . . . Ja, Sie halten mich gewiß für eine törichte Frau, die von nichts anderm als ihrem Kinde reden kann. Aber ich glaube, das kommt daher, daß Gerhard und ich uns immer so liebgehabt haben, daß wir gewissermaßen in der Lage waren, Lotte zu hegen und zu pflegen. Und wissen Sie, das einzige Kind . . . Und nie in ihrem ganzen Leben hat sie uns einen Kummer gemacht. Manchmal durchfährt mich der Gedanke, daß wir unrecht tun mit diesem Götzendienst, denn Lotte ist ja nur ein Mensch, ein ganz gewöhnliches kleines Mädchen, und dann beschließe ich, daß es von nun an anders werden soll. Was für Pläne man so ausbrütet! . . . Es wird bloß

nichts draus. Nur Staubwischen oder beim Backen zusehn soll sie oder die Blumen begießen – doch wenns darauf ankommt, bring ichs nicht übers Herz, sie etwas anrühren zu lassen ... Nein, Sie dürfen sich das Album nicht inwendig ansehen, bevor mein Mann zurückkommt, es macht ihm solche Freude, es zu zeigen ..."

Der junge Pfarrer hatte eins der eingerahmten Bilder vom Tisch genommen und hielt es wie in Gedanken in den Händen. Frau Greibe rief erstaunt: „Aber Ihre Hände zittern ja!" Er ließ das Bild schnell los: „Das ist... das ist Nervosität ..." Und die Mutter lächelte: „Aber Sie finden Lotte anmutig, nicht wahr?" Er senkte den Kopf.

„Geben Sie nun zu, daß diese beiden Kinder gewiß unter einem Dache wohnen können!"

Er antwortete ernst: „Es kommt immer der Tag, wo das Kind aufhört, Kind zu sein!"

Eine feine, züchtige Röte schoß in die Wangen der Mutter, als sie erwiderte: „Ich verstehe Sie recht gut, aber das ist für mich als Lottes Mutter ein so sinnloser Gedanke ..."

Der Pfarrer sagte: „In Ihrem Fenster steht eine Pflanze, die sorgsam der Sonne zugewandt ist. Sie begießen sie und freuen sich zu sehen, wie sie gedeiht. Jedes neue Blatt, das hervorsprießt, beglückt Sie. Eines Tages treibt die Pflanze eine Knospe – und die Knospe springt auf. Die Sonne hat ihr Herz geküßt ... Weiß eine Mutter je, wann der Augenblick kommt, wo die Sonne das Herz des Kindes küßt?"

Ohne es recht zu wissen, ergriff die Mutter das Bild, das der Pfarrer unverwandt betrachtete, als wäre es ihr nicht lieb, daß der Blick des fremden Mannes darauf ruhte: „Ich weiß nicht ... ich bin gewiß altmodisch, aber es ist mir peinlich, solche Dinge zu erörtern ... Sollen wir nicht lieber von etwas anderm sprechen?"

Aber der Pfarrer holte tief Atem: „Wir brauchen von

nichts anderm zu sprechen ... Haben Sie wohl je darüber nachgedacht, welcher Versuchung und welcher ... Gefahr Sie, in Liebe und Unverstand, die beiden Kinder ausgesetzt haben?"

Frau Greibe begann, ein Unbehagen zu verspüren: „Ich sage Ihnen ja, so ist meine Tochter nicht ... Ich erwarte sie jeden Augenblick, dann werden Sie hören ... Ich will sie gerade heraus fragen ... Nein, nein, das kann eine Mutter ja nicht tun. Aber mein Mann kann mit Mario reden ... Es ist ja einfach lächerlich! Ich bin überzeugt, Lotte hat keine Ahnung von dergleichen. Sie ist so unwissend wie ein kleines Kind ..."

Der Pfarrer erhob sich, wie um sich zu verabschieden: „Nehmen Sie einmal an, die Versuchung käme über die beiden ... und wäre zu stark für sie?"

Die kleine Frau erschien ganz majestätisch, jetzt, wo auch sie sich erhob: „Pastor Wolfhagen, ich verbiete Ihnen, in Verbindung mit meiner Tochter so zu reden! Sagen Sie in Gottes Namen von meinem Schwiegersohn, was Sie wollen, aber lassen Sie Lotte aus dem Spiel! Ich weiß ... hören Sie, ich weiß, wenn Mario die Rücksichten vergäße, die er Lotte und uns schuldig ist, so wäre sie keine Stunde länger seine Verlobte."

Leise wiederholte der junge Pfarrer seine Worte, als hätte er Frau Greibes Einwand nicht gehört. Ein unsäglich banger, flehentlicher Klang war in seiner Stimme: „Nehmen Sie an, die Versuchung käme über sie und wäre zu stark für sie ...?"

Frau Greibe tat einen Schritt nach der Tür hin: „Wäre doch nur mein Mann hier! ... Es ist sündhaft von Ihnen, so zu sprechen. Es ist als ob all meine Freude zerbräche ... Ich erkenne meine eigne Stube nicht wieder. Etwas Böses, Häßliches ist hineingekommen ... Gehen Sie lieber, Pastor Wolfhagen, ich bitte Sie darum ... Ich weiß sehr wohl,

daß Sie im allgemeinen sprechen, aber bedenken Sie ... daß ich ja Lottes Mutter bin!"

Er überhörte die Worte und die Bitte darin: „Wer trägt dann die Verantwortung?"

Die Mutter faltete ihre Hände: „Pastor Wolfhagen, Gerhard und ich sind jetzt fast dreiundzwanzig Jahre verheiratet, und in all der Zeit hab ich nicht das durchgemacht, was ich jetzt durchmachen muß, weil Sie fremder Mann mich dazu zwingen. Aber Sie fragen, und ich will Ihnen Antwort geben: Wäre Lotte eine Gefallne, so wäre sie nicht mehr meine Tochter!"

Eine Pause entstand, schwer und drückend, wie die Luft, bevor ein heftiges Unwetter losbricht. Endlich machte der Pfarrer ihr ein Ende: „Spricht so ein christliches Weib?"

Aufs äußerste empört, entgegnete Frau Greibe: „Spricht so ein Pfarrer? Sie hätten nie Pfarrer werden sollen! ... Sie, der Sie keinen Unterschied kennen zwischen Gut und Böse! Sie gehören natürlich zu der Sorte von Menschen, die alles erlauben. Nach Ihrer Ansicht darf man wohl lügen, stehlen und töten, wenn es einen nur dazu treibt ..." Jäh hielt sie inne und lauschte: „Ach, Gott sei Dank! Gerhard! Gerhard!"

In höchster Not rief sie den Namen, und einen Augenblick darauf hastete der Justizrat ins Zimmer: „Hier bin ich ja, Ellen. Du riefst, als wäre ein Unglück geschehn? Wo ist Lotte? Ich war fest überzeugt, daß sie schon da wären. Was ist denn? Du siehst ganz verstört aus?"

Frau Greibe versuchte mit großer Anstrengung, sich zusammenzunehmen: „Pastor Wolfhagen ... er ... ach nein, ich bin eine dumme alte Frau ..." Sie streckte ihre Hand nach dem Pfarrer aus: „Verzeihen Sie, daß ich so heftig wurde!"

Der Justizrat sah unschlüssig vom einen zum andern: „Was ist geschehn? Du pflegst doch wahrhaftig sonst

keine Szenen zu machen, wenn wir allein sind, erst recht nicht vor Fremden ... Laß mich hören, was dich so aus der Fassung gebracht hat!"

Beschützend legte er den Arm um ihren Leib, und sie lehnte sich geborgen an ihn und sagte zwischen Lachen und Weinen: „Du wirst auf mich schelten, wenn du hörst, wie töricht ich mich benommen habe ..."

Der Pfarrer wandte sich ihr zu: „Sie haben sich nicht töricht benommen, gnädige Frau. Es ist nur zu natürlich, daß Sie über meine Kühnheit empört waren. Aber ich bitte Sie, mir zu glauben: es war nicht meine Absicht, Sie zu kränken ..."

Der Justizrat sah mehr und mehr wie aus den Wolken gefallen aus: „Herrgott, so sprecht doch nicht in Rätseln! Laßt hören, worum es sich handelt!"

Der Pfarrer ergriff das Wort: „Wir sprachen von der Versuchung, die darin liegt, wenn man zwei junge Liebende unter einem Dache wohnen und schlafen läßt ... und ich warf die Frage auf: Wer trägt die Verantwortung, wenn die jungen Menschenkinder der Versuchung erliegen?"

Der Justizrat richtete sich auf: „Ich hoffe, Pastor Wolfhagen, daß Sie nicht von ... Mario und ... Lotte sprachen?"

Der Pfarrer antwortete schlicht: „Sind Ihre Tochter und Ihr Schwiegersohn etwas anderes und mehr als zwei junge Menschen, die einander lieben und ... unter einem Dache leben?"

„Ja, entschuldigen Sie, Herr Pastor, aber wenn Sie eine solche Äußerung getan haben, dann verstehe ich meine Frau vollauf. Ich möchte nicht gern vergessen, daß Sie unser Gast sind, und darum bitte ich Sie, einzusehen, daß unsre Tochter für uns ein unverletzliches Heiligtum ist!" Der junge Pfarrer stand da und schaute vor sich

hin, und in seinem Blick lag ein solcher Schmerz und eine solche Haltlosigkeit, daß beide Ehegatten zugleich aufrichtiges Mitleid mit ihm verspürten. Der Justizrat fügte versöhnlich hinzu: „Lieber junger Freund, seien sie nicht böse über unsre Empfindlichkeit. Wir leben hier in unserm Heim inmitten dieses Gartens wie auf einer öden Insel, und nichts und niemand bringt uns aus unserm stillen Dasein heraus. Ein Tag, ja ein Jahr vergeht wie das andre. Wir stehen gewiß im Grunde still und lassen die Zeit dahinrinnen. Darum lassen sich die Begriffe, die einmal in unserm Innern Wurzel gefaßt haben, nicht ausroden, mögen sie auch noch so veraltet sein."

Frau Greibe half ihm: „Und nun dürfen Sie unter keinen Umständen gehn, eh Sie die beiden Kinder gesehen haben . . . Sie sind sicher auf dem Wege hierher . . ."

„Wir könnten ja hinuntergehn und an Josefine telephonieren . . ."

„Ach, das lohnt nicht. Wir wissen sie ja in guten Händen . . ." Frau Greibe wurde auf das veränderte Äußere des Pfarrers aufmerksam: „Aber was ist Ihnen denn, Pastor Wolfhagen? Ists unsre Schuld? Oder haben Sie selbst Sorgen und Kummer?"

Der junge Mann neigte den Kopf: „Die meisten Menschen haben wohl ihr Kreuz zu tragen . . . Meine Stellung bringt es mit sich, daß ich mit gar viel Not und Sorge in Berührung komme."

Frau Greibe seufzte: „Ja, das kann ich mir denken. Aber Ihre Stellung bringt es auch mit sich, daß Sie andern Menschen helfen können, die Sorgen zu tragen. Erzählen Sie mir etwas von sich — nun hab ich die ganze Zeit nur von uns und unsern Angelegenheiten geredet. Hören Sie, erzählen Sie von sich und Ihrem Beruf. Oder . . . von dem, was Sie gerade jetzt quält?"

Pastor Wolfhagen wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus.

„Sehen Sie, die Rose da hat mein Mann mir geschenkt, als Lotte geboren wurde – sehen Sie, sie hat seitdem jedes Jahr geblüht . . ."

Der Pfarrer suchte seinen Blick auf die Rose zu heften. Brennende, schmerzende Tränen blendeten ihn. Als er sich wieder den Eltern zuwandte, hatte sein Gesicht einen seltsam verklärten Ausdruck:

„Ja, ich will mich Ihnen anvertrauen. Ich will nichts verbergen . . . Ja, das Amt eines Pfarrers ist oft reich und erhaben. Es gibt wohl keine reinere Freude als die, die manchmal einem Pfarrer zuteil wird, wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen, der im Begriff ist, umzusinken, die Bürde zu erleichtern. Doch manchmal empfindet man dies Amt als Joch, als Mühlenstein um den Hals. Dann hilft weder Glaube noch Wille. Man kommt sich so klein, so armselig und ohnmächtig vor gegenüber all der Seelennot. Und dann kommt die Verzweiflung über einen.

Das, was ich eben erlebt habe, drückt mich beinah zur Erde nieder. Ich sage mir: Es ist Feigheit, ist Schwäche. Aber wiederum frage ich in unsres Herrgotts Himmel hinauf: Ist es dein Wille, daß ich die hellen Hoffnungen eines Heims vernichten, Dunkel ausbreiten soll, wo alles war wie der lichte Tag? Soll ich wie ein Büttel die Freude rädern, den Axthieb führen gegen das reine Glück? Ich? Und warum gerade ich? Ich frage. Niemand gibt Antwort. Und ganz im Innern, tief drinnen, weiß ich: wie es ist, so ist es recht und richtig.

Ja, ich will erzählen von dem, was mich quält, so sehr quält, daß ich mir keinen Rat weiß. Aber Sie müssen sich Zeit lassen; es kann lange dauern, ehe ich alles gesagt habe, was mir auf dem Gewissen brennt . . . Sie müssen

Nachsicht haben . . . müssen mir verzeihen . . . ja, verzeihen . . .

Ich habe eine Freundin aus den Kinderjahren. Sie hat mein Dasein geteilt, bis sie den Mann erwählte, den sie liebte. Sie hat selbst Kinder, aber dabei ist sie nicht stehen geblieben. Sie fühlt sich als Mutter all der Kinder, die in Sünde, Kummer und Zorn zur Welt gebracht werden. Ihre heiligsten Gedanken gelten ihnen. Sie läßt die armen, verirrten Frauen zu sich kommen und spricht mit ihnen, bis sie verstehen, daß das, was sie in sich tragen, keine schlimme Last ist, sondern ein wundersames lebendiges Kleinod. Sie bringt sie zu der Erkenntnis, daß das ungeborne Kind unter ihrem Herzen liegt, wie Christus unter dem seiner Mutter, mit dem Glorienschein um die Stirn. Sie spricht so zu ihnen, daß die, die daran dachten, sich in die Gewalt des Verbrechens zu begeben, über die Gnade jubeln, die ihnen widerfahren soll, ein Kind, einen Menschen zur Welt zu bringen. Kein Abend findet meine Freundin so müde, daß sie nicht bereitwillig mitten in der Nacht aufstände, wenn es gilt, auf der Stelle einer dieser Unglücklichen Hilfe zu bringen. Sie hat ein Heim für niederkommende Frauen errichtet und eins für Mütter mit Säuglingen. Kraft ihrer unermüdlichen Menschenfreude gründet sie Tausende von glücklichen Heimstätten, die ohne sie gewesen wären wie rauchende Ruinen . . . So ist Anna . . . Ich glaube, der Herrgott läßt von Zeit zu Zeit einen Menschen, ein Weib zur Welt kommen mit einem Herzen, liebeswärmer und liebessiegreicher als unsre armen, betrübten, bangen Herzen es sind, auf daß wir gestärkt werden und lernen, Freude zu verbreiten, zu vergessen und zu verzeihen . . ."

Der Pfarrer hatte sich aufgereckt. Sein Blick leuchtete. Die Sonne traf seine Augen, und er schlug sie nicht nieder. Die Augen tranken die Sonne wie Blumen, die eine

lange Nacht hindurch geschlossen waren und bei Tagesgrauen mit heiligem Staunen ihr Inneres auftun vor dem neuen Licht der Morgenröte.

Der Justizrat saß lauschend da, die Hand seiner Frau in der seinen. Die Stille im Zimmer wurde feierlich. Beide fühlten, daß um sie und in ihnen etwas vollbracht ward, etwas Ungeheures, Majestätisches, Unabwendbares, etwas, das höher war als Freude und tiefer als Kummer.

Der Pfarrer sprach, bald langsam und zögernd, bald in fliegender Hast, als hätte er ein Ziel, das erreicht werden sollte und mußte, bevor es zu spät war.

„Als Anna und ich zusammen Kinder waren, träumten wir von einer Welt ohne Sünde und Kummer, und wir dichteten tausend schöne Pläne. Das Leben trennte uns in gewissem Sinne, als sie heiratete, aber sie vergaß unsre Kindertage nie. Sie lehrte mich, mich selbst zu finden. Durch sie reifte ich zum Manne heran . . . Die Gemeinde, in der ich zu wirken habe, ist arm, und ich habe kein Vermögen. Was ich helfen kann, das ist so wenig, so unendlich wenig, im Verhältnis zu dem, was nottut. Aber wenn ich verzagt bin, nimmt Anna meine Hand und bleibt einen ganzen Tag über bei mir. Wohin sie kommt, da läßt sie Sonne herein — und die bleibt zurück, lange nachdem sie selbst fortgegangen ist.

Dafür darf ich hie und da einen Stein von ihrem Weg entfernen . . .“ Der junge Pfarrer schaute hin auf die beiden, die lauschend saßen, in Erwartung des Unabwendbaren. Er sah sie nicht. Frau Greibe legte furchtsam ihre Hand auf seinen Arm, und es war, als würde er aus einem schönen Traum erweckt. Er fuhr zusammen und kehrte zur Wirklichkeit zurück.

„So ist es zwischen Anna und mir. Wenn sie sagt: Komm! so komme ich, und wenn sie sagt: Geh! so geh ich . . . Sie schickte mir Nachricht, ich müsse unverzüglich kommen. Es war des Abends, in der stillen Stunde, die

sie am liebsten ihrem Manne vorbehält. Ich traf sie in einer Erregung, die ihrer ruhigen Natur ganz fremd ist. Sie sagte zu mir: Es geschieht ein Unglück, und ich kanns nicht verhindern! . . . Jeden Augenblick klingelte das Telephon, alle kommen zu ihr und fragen um Rat und Hilfe. Jedesmal griff sie danach in der gleichen Angst und Spannung. Ihre kleinen Kinder wurden hereingebracht, um Gute Nacht zu sagen. Sie küßte sie und weinte. Plötzlich sagte sie: Ich wünschte, ich könnte die Angst des Mädchens auf mich nehmen. Ich wünschte, ich könnte das Kind für sie zur Welt bringen. Sie ist so schwach und unverständig... Endlich raffte sie sich auf und erzählte das Unwahrscheinliche, das nur zur Wahrheit wurde, weil ihre Lippen die Worte aussprachen.

Ein junger Mann war am Tage vorher gekommen und hatte sich ihr anvertraut. Er befürchtete, daß seine Verlobte schwanger war. Sie wohnten in demselben Hause. Sie dachten nicht daran, die Menschen zu hintergehen, die ihnen vertrauten. Aber sie waren im gleichen Hause. Wenn die Sterne schienen, so daß sie vor all dem Glanz nicht schlafen konnten, gingen sie ans Fenster und sprachen zusammen; sie beugte sich über das Fensterbrett vor, um ihn zu sehen, und er wandte sein Gesicht dem ihren zu. Ihre Hände streckten sich aus und trafen sich . . .

Und es kam eine Nacht, wo die Liebe sie überwältigte. Aber sie waren gezwungen zu schweigen. Sie hatten kein Recht, die beiden Menschen, die ihnen nur Güte und Vertrauen erwiesen, in Unruhe zu versetzen. Und was zuerst in gedankenlosem Spiel unter den weißen Sternen des Himmels geweckt ward, das wurde bald wie zu einem Feuer, das unaufhörlich brannte. Sie dachten nicht mehr daran, daß sie gegen sich selber sündigten, indem sie sich wie Diebe in der Nacht dasjenige stahlen, was später ihr rechtmäßiges Eigentum werden konnte. Ihre Leidenschaft war geweckt. Er war sich seiner Verantwortung bewußt, aber

das junge Mädchen lebte nur im süßen, flüchtigen Augenblick. Da schwieg er, um sie nicht zu erschrecken. Sie war in Liebe und Unwissenheit erzogen. Keinen Augenblick dachte sie daran, daß ihr Liebesspiel Frucht tragen könne. Eines schönen Tages erwachte seine Unruhe. Er beobachtete sie — ohne den Mut zum Reden zu finden. Er wagte es nicht. Getraute sich nicht. Nun kam er zu Anna, um sie um Rat zu bitten. Sie verlangte, er solle zu einem Arzt gehn und seine Braut sofort untersuchen lassen . . ."

Der junge Pfarrer hielt inne und trocknete seine Stirn. Er sah sich um, als suche er jemand, der ihm helfen könne. Der Justizrat sagte: „Sie nehmen sich die Welt auch zu sehr zu Herzen! Lassen Sie doch jeden Menschen für sich selber sorgen. Das haben wir immer getan, meine Frau und ich. Hier haben wir gelebt mit unsern Kindern und für unsre Kinder. Wir haben andre Menschen gesehn, aber wir haben sie nicht in unser Leben aufgenommen. Natürlich gibt es Frauen wie jenes Mädchen, von dem Sie reden, Frauen wie Männer, mit zügellosen Leidenschaften; aber wir lassen sie da, wohin sie gehören. Wir halten unser Heim rein, wir halten unser Heim heilig. Wenn so etwas hier einem unsrer Dienstmädchen passierte, so würde ich — oder Mutter — tun, was wir könnten, damit sie so leicht wie möglich über die Geschichte hinwegkäme. Aber im übrigen würde es uns nicht weiter berühren. Der Abstand zwischen ihnen und uns ist zu groß. Ich verurteile sie nicht. Was kann man anders von so armen Wesen aus einem elenden Heim erwarten? . . . Aber nun erzählen Sie weiter von Ihren beiden verirrten jungen Leuten . . ."

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Ich glaube, meine Worte fallen auf steinigen Boden . . ."

Der Justizrat erwiderte: „Sie werden doch nicht verlangen, daß wir dergleichen unreine Dinge ansprechend finden sollen?"

„Ich verlange nichts, aber ich schäme mich, daß meine Worte so arm sind . . ."

Ein wenig ungeduldig sagte Frau Greibe: „Was sagte denn nun der Arzt?"

„Der Arzt? Der Arzt sagte, daß das Kind jeden Tag zu erwarten sei . . ."

Frau Greibe schlug die Hände zusammen: „Nein, hören Sie, wissen Sie was! Das stimmt nicht! So viel weiß man doch! So etwas läßt sich nicht verheimlichen . . . Jeder weiß doch, wie eine Frau aussieht, die guter Hoffnung ist."

Der Pfarrer wurde flammendrot: „Es ist, wie ich sage: das Unwahrscheinliche ist in diesem Falle Wahrheit. Selbst der Arzt war höchst betroffen . . ."

„Und das Frauenzimmer? Das Mädchen?"

„Sie fiel zu Boden. Aber als sie wieder zu sich kam, schrie sie wie ein wildes Tier und verlangte, der Arzt solle ihr helfen zu sterben. Sie wolle gerne sterben, wenn nur die Wahrheit vor ihren Eltern geheimgehalten werden könne..."

Etwas unsicher sagte Frau Greibe: „Ich habe nicht gedacht, daß man in diesen Kreisen dergleichen so ernst nimmt."

Der Justizrat ging auf die Tür zu: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich geh hinunter, um zu telephonieren."

„Gehen Sie nicht! Gehen Sie nicht!"

Doch die Tür schlug zu.

Frau Greibes Gesicht nahm einen seltsam gespannten Ausdruck an; es war, als lauschte sie zugleich auf etwas, das in weiter Ferne vorging, und auf etwas, das in der Nähe geschah: „Nun, und dann? Was dann?"

Der Pfarrer rang die Hände: „Es ist zu spät . . ."

Auch er lauschte. Deutlich hörte man das Anklingeln, dann wurde alles still.

Frau Greibe bat, wie um die Wartezeit zu verkürzen: „Sie müssen mir wirklich den Schluß Ihrer Geschichte erzählen. Was wurde denn nun aus den beiden jungen Leuten?"

Der Pfarrer stellte sich dicht vor Frau Greibe hin. Seine Lippen bebten wie die eines Kindes, das gegen die Tränen ankämpft: „Sie kamen zusammen zu Anna... Sie ... sie wagten nicht nach Hause zurückzukehren ... Und Anna wagte sie nicht zu behalten ... Sie schickte sie fort ..."

Wieder lauschte Frau Greibe in die Ferne: „Weiß man nicht mehr von ihnen?" Deutlich hörte man das Abklingeln.

Frau Greibe hatte sich erhoben. Ihre Augen weiteten sich, das Blut wich langsam aus ihrem Gesicht.

Hörte sie die Worte des Pfarrers, oder hörte sie sie nicht? „Sie wanderten die ganze Nacht auf der Straße umher ... Um sechs Uhr morgens brachte sie das Kind zur Welt...und..."

Die Tür wurde aufgerissen, der Justizrat stürzte herein: „Sie sind nicht da ... Sie ... sie sind gar nicht dagewesen ... Hörst du, Ellen! Sie sind nicht dagewesen ... sie waren nicht bei Josefine ... Warum sprichst du nicht? Warum sagst du nichts?"

Frau Greibe stemmte beide Hände fest gegen den Nähtisch. Sie schwankte hin und her. Ihr Mutterinstinkt hatte den Zusammenhang erfaßt ...

Der junge Pfarrer ging auf sie zu, tastend wie ein Blinder. Vor ihrem Schmerz brach er zusammen: „Verzeihen Sie mir!" Er beugte das Knie: „Verzeihen Sie mir ... Ich hatte nicht die Kraft! Ich war meiner Aufgabe nicht gewachsen..."

Frau Greibe beachtete ihn nicht: „Wo ist mein Kind?"

Mit dicker Stimme sagte der Justizrat: „Frag nicht so, Ellen, du weißt ja nicht, ob wir ... ob wir noch ein Kind haben ... oder ob eine ... eine Dirne sich unsre Tochter genannt hat..."

Da sprang der junge Pfarrer auf. Er reckte sich in Macht und Autorität, als stände er vor dem Altar. Und er legte seine Hand auf den Mund des Vaters: „Still, still ... Friede mit ... den Toten ..."

Ein Schrei gellte durch den Raum. Dann folgte die lange Stille.

Der Justizrat taumelte zu dem Pfarrer hin. Er ergriff ihn bei den Schultern: „Wo ist er, der Dieb ... der Mörder? Daß ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann? Antworten Sie ... da Sie alles wissen, wissen Sie wohl auch das?" Und er packte ihn an der Kehle, als wollte er ihn erdrosseln.

Bevor jedoch der junge Mann Miene machte zu sprechen, stand Frau Greibe neben ihrem Manne. Ihre Stimme bewog ihn, seinen eisernen Griff zu lösen: „Schweig, Gerhard, oder du sprichst dir selber das Urteil! Mario ist weder ein Dieb noch ein Mörder. Die Schuld an Lottes Sünde und Tod kommt nur über uns. Wir und wir allein tragen die Verantwortung. In unsrer Eigenliebe trotzten wir den Gesetzen der Natur ... Wir haben sie daran gehindert, sich ein Heim zu gründen. Wir schlossen die Augen, um nicht zu sehen. Und wir wußten ... ja, wir wußten ... daß die Sonne ... ihre Herzen geküßt hatte."

Der Justizrat wich zurück. Es war, als sähe er in ein Licht hinein, das blendete und blendete, bis alles schwarze Finsternis wurde.

„Wir? Du sagst: wir, Ellen? Du teilst mit mir ... Du nimmst die Hälfte meiner Schuld auf dich? O du ... du! Ja, so ists. Es ist die Strafe ... Jetzt sehe ich. Es ist die Strafe ... Ich wollte sie für uns allein haben ... Kein Fremder ..."

Frau Greibe griff sich ans Herz. Sie fragte den Pfarrer: „Das Kind?" Und er antwortete: „Das Kind lebt ..."

Einen Augenblick schloß Frau Greibe ihre müden Augen, dann ging sie ins Nebenzimmer und sagte zu dem Mädchen: „Nehmen Sie die Wiege vom Speicher, und machen Sie sie zurecht!"

Dann kehrte sie zurück zu den beiden, die noch auf dem gleichen Fleck standen: „Nun gehn wir zu Lotte und ihrem Kinde ..."

Weiter leben!

Man erzählt von einer Mutter, die fünf Söhne im Krieg verloren hat. Sie hatte fünf Söhne und hat fünf Söhne verloren. Fünf weniger fünf ist Null. Diese Rechenaufgabe löst jedes Kind, auch eins, das erst an den Fingern zählen kann.

Sie ist Wäscherin, sagt man, und lebt davon, daß sie zu Familien geht, Wäsche zu waschen.

Fünf Söhne! Wie reich das klingt! Um etwas zu verlieren, muß man etwas besessen haben. Sie war reich. Sie hatte fünf Söhne.

Nicht wahr, mancher Kleinbauer fühlt sich reich, wenn er nur eine einzige Kuh hat? Fünf Söhne sind doch mehr für eine Frau als fünf Kühe oder Pferde für einen Mann. Sie war also nicht nur reich, sondern sehr reich.

Die Sonne scheint. In einem Hofraum hängt Wäsche zum Trocknen. Sie blendet wie Schnee. Das flattert hin und her, wie Segel im Winde – das vollbrachte Tagewerk der Wäscherin.

Kräfte hat es gekostet, ehe es so weit war; kochendes Wasser, eiskaltes Wasser, heiße Dünste und schneidender Wind. Der Steinboden in der Waschküche ist kalt. Eine einzige Gasflamme ohne Kuppel spendet Licht. Von Fenster und Tür her zieht es. Der Rauch beißt in Augen und Kehle. Der Rücken ist gichtgekrümmt, die Beine sind geschwollen. Die Gedanken weilen bei der Wäscherei und weit davon.

Die Waschfrau singt bei ihrer Arbeit. Sie hat fünf Söhne. Einen, zwei, drei, vier, fünf Söhne.

Sie singt bei ihrer Arbeit. Es klingt nicht, wie man sich Engelgesang vorstellt. Aber in ihrer Stimme ist ein Etwas, mit dem sich kein Orgelton, kein Geigenklang vergleichen kann. Fünf Söhne hat sie. Eia, welcher Reichtum! Fünf Söhne!

Die Dienstmädchen kommen hie und da in die Waschküche gelaufen und fragen im Vorbeigehn, ob sie Nachricht hat. Ob sie Nachricht hat! Durch Dunst und Brodem leuchtet ihr Lächeln wie Glorienschein.

Sie erzählt von Lüders, dem Liebling, der auf allen Weltmeeren fährt, die merkwürdigsten Dinge sieht und hört und ihr die seltsamsten Geschenke bringt. Denn Lüders ist Matrose, und sie würde sich nicht wundern, wenn er einmal als Kapitän auf einem großen Schiff, seinem eigenen, landete. Dann, hat er gesagt, soll sie mit nach China reisen und in einer Kajüte mit Samtsofa und roten Gardinen wohnen. Lüders ist so freigebig und gut. Auf ihrer Kommode liegt ein Seidentuch mit Landschaften in allen vier Ecken, und darauf stehn eine Vase mit Glasblumen, ein Nähkästchen mit einem Deckel aus Muscheln, ein Aschenbecher aus Walroßzahn und eine Negergruppe mit wollenen Haaren und einem roten Mund vom einen Ohr bis zum andern.

Sie nimmt aus ihrer Tasche eine Ansichtskarte mit deutlichen Spuren nasser Finger. Darauf ist eine Pyramide abgebildet; die hat Lüders mit eignen Augen gesehen.

Sie legt neue Kohlen unter den Kessel und erzählt von Frank, der sich eben als Heizer auf ein Schiff hat anheuern lassen. Es war ihm zu langweilig geworden, immer mit dem Bierwagen zu fahren . . . Von der Prügelei mit dem andern Bierkutscher spricht sie nicht gern.

Die Mädchen sind fort, und die Waschfrau wühlt mit einer hölzernen Stange im Waschkessel und fischt Laken heraus. Die kochende Lauge spritzt ihr ins Gesicht. Sie schüttelt die Tropfen ab, als wären es Fliegen. Wenn alles gut geht, wird Anton zum Sommer Geselle, und wer weiß, wie bald er seine eigene Werkstatt hat. Sein Gesellenstück wird ein Kleiderschrank. Für wen wohl? Unten mit Schubladen und ganz von Eichenholz. Die Mutter singt. Ihr Herz klopft bei dem Gedanken an den Tag, an dem der Schrank seinen Einzug in ihrem Zimmer halten wird.

Auf dem Hof spielt ein Leierkasten. Sie nimmt ihr Portemonnaie, auch ein Geschenk von Lüders. Es ist aus Seehundsleder – hat die Haare nach außen. Sie findet einen Nickel für den Leiermann. Die Musik stellt ihr den Johann leibhaftig vor die Augen, wie er, die Bärenmütze auf dem Kopf, im Paradeschritt am Schloß vorbeistolziert, unter den Klängen der Regimentsmusik. Alle Leute drehen den Kopf nach ihm. Ja, ja. Wenn er in der Zeit gelebt hätte, als noch Hirtenknaben die Prinzessin und das halbe Königreich bekamen, dann wäre er mindestens General geworden oder Major.

Im Portemonnaie liegt auch die Goldmünze, die ihr Johann in die Hand gedrückt hat, als er das letztemal zu Hause war: „Weil du ein braver Kerl bist, Mutter, und uns gut erzogen hast, obgleich dein Mann ein verdammter Säufer war!" Aber dann hatte sie geantwortet: „Laß die Toten ruhen! Dein Vater hatte seine Fehler wie wir alle. Aber zu euch Kindern war er die Güte selbst." Und das war die Wahrheit. Wenn er sich auch im Rausch an ihr vergriff, den Kindern krümmte er kein Haar.

Sie wäscht, spült, bläut und wringt. Dann zieht sie Schnüre im Hofraum und hängt die Wäsche auf. Könnte sie nur vor dem Abend fertig werden!

Alles Fleisch hat sie aufgehoben, statt es selbst zu essen, herrliches, kräftiges Suppenfleisch mit Bohnen und roten Rüben — Willys Leibspeise. So eine Überraschung, wenn sie ihm das vorsetzt! Er wird ganz rot werden und alles ihr hinschieben. Er will nicht essen, aber er soll. Und zuletzt wird ers mit Wolfshunger tun.

Armer Junge, wenn er nur die Künstlerträume lassen und ein rechter Handwerker werden wollte, wie Anton einer ist, anstatt in einer kalten Kammer nach Norden hinaus zu sitzen und zu hungern. Aber ein Zimmer nach Norden müsse es sein, sagte er immer, sonst könne man nicht malen. Der Professor sagte ja, er hätte großes Talent, aber ... Immerhin, das Suppenfleisch wird ihm gut tun. Und wenn erst einmal Gottes Segen auf ihrem Achtellos in der Klassenlotterie ruht, dann soll Willy alles haben, um nach Italien zu gehen. Italien ist, so viel versteht sie, so notwendig für einen Künstler wie Seife und Soda für schmutzige Wäsche.

Die Wäscherin haucht auf ihre Finger und hängt die Wäsche auf. Wenn Willy gegessen hat, dann wird er sicher sagen: „Wo hast du die Karten, Mutter?" Dann wollen sie fünf Patiencen legen, für jeden Sohn eine. Willy war so geduldig, er wurde nie böse, weil sie mit den Karten sehr ungeschickt war. Aber das kam ja daher, weil die Hände so spröde waren von der Sodelauge.

Zu allerletzt wird sie dann eine für sich allein legen, um zu sehen, ob wirklich alle fünf Buben nach Hause kommen werden zu ihrem sechzigsten Geburtstag in zwei Jahren. Das ist nämlich ihr großer Traum. Sie hat es sich schon zurechtgelegt, wie sie die Kinder einlogieren wird ... Und an diesem selben Festtag wollen sie dann alle zusammen zum Abendmahl gehen. Sie sieht sich niederknien — mit allen fünf Söhnen zur Seite, während der Pfarrer ihnen die Vergebung für ihre Sünden erteilt

und den Segen über sie ausspricht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Man erzählt von einer Mutter, die ihre fünf Söhne verloren hat. Und ich bemühe mich, das in mein Bewußtsein einzuordnen. Ich will nicht versuchen, ihren Kummer zu lindern oder mit ihr zu leiden. Ich will mir nur klar machen, was geschehen ist.

Was bedeutet das, fünf Söhne zu verlieren, für eine Mutter, die in fremde Häuser waschen geht?

Man kann nicht sagen, jeder Sohn sei gleich soundso vielen Goldstücken, man kann nicht Fleisch und Blut in Geld umwerten.

Aber ein Glied, ein lebendes Glied! Ja, einer Mutter ist ihr Sohn mindestens so lieb wie eines ihrer Glieder. Mindestens, sage ich, um nicht zu übertreiben.

Sie hatte fünf Söhne. Sie hat einen verloren. Es ist, als risse man ihr den linken Arm aus. Sie leidet, aber sie lebt. Sie hat noch vier Söhne. Dann fällt der zweite. Ihr rechter Arm wird vom Rumpfe getrennt.

Vier Söhne hat sie verloren. Vier Glieder sind von ihrem blutenden Leib gerissen.

Noch hat sie einen Sohn übrig.

Jetzt hat sie keinen Sohn mehr.

Oder: ist ein Sohn weniger wert für seine Mutter als die Lust an der Speise, die sie nährt, an dem Trank, der ihren Durst löscht? Hat sie einen Sohn verloren, so wird ihr Gaumen wie eine brennende Wunde, und sie spürt keinen Unterschied zwischen dem süßen Saft duftender Früchte und dem grauenvollen Gift der Verwesung.

Ist ein Sohn weniger wert als der Trost menschlicher Rede? Als das Lachen der Kinder? Der Gesang der

Vögel? Das Brausen des Meeres? Das Geläut der Kirchenglocken?

Die Mutter, die den zweiten Sohn verliert, wird eingeschlossen in eine Stille ohne Ende, sie hört nicht einmal mehr ihr eigenes Weinen.

Ist ein Sohn weniger wert als die Stimme, mit der sie um ihre Toten klagt und nach ihnen ruft?

Ach, mehr; viel mehr ist er wert. Verliert sie den dritten Sohn, wird sie stumm wie ein Stein. Die Zunge liegt verwelkt in ihrem Munde.

Ist ein Sohn weniger wert als das Augenlicht? Weniger wert als der Anblick der Sonne, der Sterne und des wogenden Wassers? Nein, viel mehr ist er wert.

Eine Mutter wankt durch die Welt. Sie streckt die Hände vor sich her, tastend, suchend — vier Söhne hat sie verloren. Noch lebt ihr Einer.

Ist er ihr weniger wert als der feste Boden, auf den ihr Fuß tritt? Als das Vermögen, die Dinge, die sie nicht mehr sehen und hören kann, liebkosend anzufassen? O nein, er ist ihr viel mehr wert.

Die Mutter wird des letzten Sohnes beraubt. Ihr Augenlicht ist erloschen. Die Zunge liegt verwelkt in ihrem Mund, keinen Reiz gibt es für ihren Gaumen, ihr Ohr nimmt keinen Ton mehr auf, ihre Glieder versagen den Dienst.

Und sie lebt noch.

Ich glaube, ich nähere mich dem Grunde in dem tiefen Brunnen des Verständnisses. Oder schlagen die Wasser über meinem Haupte zusammen?

Rings um mich sitzen Menschen und sprechen von der Mutter, die fünf Söhne verloren hat. Sie beraten, was man tun könne, ihren Kummer zu lindern. Eine schlägt

eine Sammlung vor zur Errichtung eines Denkmals für die Söhne. Ein anderer zöge vor, ihr eine Leibrente zu geben. Eine dritte sagt: „Es ist ein Glück, daß diese Art von Leuten selbst über den größten Kummer so leicht hinwegkommt. Kaum eine Woche, nachdem ihr letzter Sohn gefallen war, wusch sie bei mir. Die Mädchen sagen, sie habe ihre Arbeit ganz so geleistet, als ob nichts geschehen wäre!"

Eine ganz junge Frau im faltenreichen Gewande verbirgt ihr Gesicht in beiden Händen. Aber ich sehe die Gedanken, die hinter ihrer reinen Stirn vorüberhuschen: — „Du arme alte Mutter, wenn es deinen Kummer lindern könnte, wollte ich dir das Kind gönnen und 'geben, das ich unterm Herzen trage. Es ist das erste Pfand meines Glückes, ist das Größte, was ich zu verschenken habe. Aber das Größte ist nicht zu groß."

Da geschah es, daß die Waschfrau im Keller die Stange, mit der sie in der kochenden Lauge gerührt hatte, fallen ließ und sich auf den Rand des Waschtrogs setzte. Ein wundersames Glücksgefühl durchdrang sie. Es war ihr, als ob sie vor einem Hochaltar niederkniete, vor einem Glanz und einer Herrlichkeit, wie sie sie nie geträumt hatte, und ihr zur Seite knieten ihre fünf Söhne. Und eine Hand berührte ihre Stirn, und eine Stimme sagte: Ich bin die Liebe.

Von Karin Michaëlis Stangeland
sind früher bei Albert Langen erschienen:

Graf Sylvains Rache
Roman

Das Buch von der Liebe
Roman

Jens Himmelreich
Novellen

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Niefern
Einbände von E. A. Enders, Leipzig